

Geheime Denkwürdigkeiten

über die

Regentschaft

Philipps II. Herzogs von Orleans.

von

Ludwig, Herzog von St. Simon.

I. Buch.

Geometrische Grundrisslehre

von

Christophorus Clavius

Abtheilung II. Von der Ellipse

von

Christophorus Clavius

I. Buch

Druckort: Rom, 1634

16

17
E
L
L
I
P
S
E
4) G
v
e
r
d
o
r
t
E
l
l
i
p
s
e
b
e
z
e
i
c
h
t
S
t
r
e
i
k
e

Inhalt des I. Buchs.

- 1) Schilderung des französischen Hofes, bei dem Tode Ludwigs des XIV. Charakter der Herzogin von Berry, Tochter des Regenten; ihre Geschichte; ihre Liebeshändel mit La Haye und Riom.
 - 2) Schilderung der Herzogin von Orleans.
 - 3) Schilderung des Regenten. Sein Charakter, seine Gewohnheiten, seine Sitten, sein Geist.
 - 4) Geschichte seiner Erziehung. Wie Er durch Du Bois verdorben wird.
 - 5) Charakter dieses Du Bois.
 - 6) Schilderung des Spanischen Hofes; Schilderung des Alheroni.
 - 7) Schilderung des Königs Philipp, und der Königin, seiner zweiten Gemahlin.
-

I.

Die Herzogin von Berry hielt sich an den alten
sowohl als an den neuen Hof.

Diese Prinzessin *) war groß, schön, gut gebaut, ohne gerade viel Anstand zu haben. Ihr Blick ließ fürchten, was sie war. Sie hatte eben so viel Beredsamkeit als ihr Vater und ihre Mutter, und konnte, wie diese, mit einer unendlichen Leichtigkeit alles ausdrücken, was und wie sie es wollte; und dieß mit einer Zierlichkeit, Angemessenheit und Richtigkeit, mit einer Auswahl, mit so ganz eigenen Wendungen, daß sie immer Erstaunen erregte. Sie war furchtsam in Kleinigkeiten, aber auch wieder auffallend feck; bis zur Tollheit stolz, und in Betracht ihres Standes bis zur Unanständigkeit gemein. Man kann sagen, daß sie, nur etwa den Geiz ausgenommen, alle Laster in sich vereinigte. Diese waren in ihr um so gefährlicher, da sie so ungemein viel Scharfsinn und Geist besaß.

Ich bin nicht gewohnt, diejenigen Gemälde, welche ich zur richtigeren Ansicht der Begebenheiten aufstellen muß, mit zu grellen Farben auszumalen; im Gegentheil wird man gewiß meine ängstliche Zurückhaltung

*) Das folgende Gemälde wird vollständig durch Beimischung der Züge, welche die Herzogin von Orleans, Charlotte Elisabeth, gezeichnet hat. s. den 24. Band dieser Sammlung S. 306—314.

haltung, in allem was das weibliche Geschlecht, und überhaupt was Liebeshandel betrifft, leicht bemerken können; es sey denn, daß es einen unvermeidlichen Bezug auf das Wesentliche habe. Im gegenwärtigen Fall würde ich es schon aus Eigenliebe thun, wenn mich auch nicht die Achtung gegen das schöne Geschlecht, und der Rang dieser Person dazu aufforderte. Der vorzügliche Antheil, welchen ich an der Vermählung der Herzogin von Berry genommen habe, und die Stelle, welche Frau von Saint-Simon, wiewohl wider ihren und meinen Willen, bis an den Tod dieser Prinzessin bei ihr bekleidete, würden für mich sehr starke Gründe zum Stillschweigen seyn, wenn nicht dadurch die ganze Folge der Geschichte dieser Zeit unvollständig und die Wahrheit versteckt bliebe. Ich opfere daher meine Eigenliebe der Wahrheit der Geschichte auf, und erkläre deswegen auch frei, daß wenn ich auch nur einige von den Eigenschaften dieser Prinzessin gekannt oder geahndet hätte, die bald nach ihrer Vermählung anfangen offenbar zu werden, sie nie Herzogin von Berry geworden seyn würde.

Da ich die Geschichte der Regentschaft mit der Schilderung der Prinzen und Prinzessinnen anfangte, welche während derselben geglänzt haben, so muß ich in der Geschichte dieser Personen noch etwas weiter zurückgehen. Es ist nothwendig, daß ich an das Souver zu Saint-Cloud erinnere, welches unmittelbar nach der Hochzeit erfolgte; ferner an das, was ich nur flüchtig, aber doch verständlich genug bei der kurz darauf gemachten Reise nach Marly berührte; an ihren Unwillen über den Thürhüter, welcher ihrer Frau Mutter aus Unwissenheit die beiden Flügelthüren in ihrem Hause öffnete. — Man denke noch weiter zurück an ihre Verzweiflung bei Monseigneurs Tod, und an die Ursache derselben; an die tollen und schrecklichen

Geständnisse, die sie der Frau von Saint-Simon darüber machte; an ihren Haß gegen Monseigneur, besonders aber gegen die Herzogin von Bourgogne; an ihr Betragen gegen diese Frau, welcher sie doch alles zu verdanken hatte, und die nicht müde wurde, ihr in allen Stücken gefällig zu seyn; an ihre Verzeiung, als sie ihr das Hemd geben sollte; an die Dienstleistung, als sie Dauphine geworden war, und wie viel es gekostet hatte, um sie dazu zu bewegen; an alles, was sie gethan hatte, um den Herzog von Berry, wider seinen Willen, davon abzuhalten, und ihn, gegen seine Pflicht und Neigung, mit dem Herzog und der Herzogin von Bourgogne zu entzweien; an die Ursache, warum sie sich mehr als einmal den heftigen Unwillen des Königs und der Königin zuzog; an den Inhalt und den Erfolg einer Warnung, die ich dem Herzog von Orleans über sie gab, weil die Verfolgung der Herzogin von Orleans und das allgemeine Geschrei, so unwürdig es auch war, mich dazu genöthigt hatte; an den sonderbaren Ausbruch zwischen ihr und ihrer Mutter, über einen Perlenschmuck von der Königin Mutter, und über eine unschätzbare Cammerfrau, die aus ihrem Dienst gejagt wurde; an einen ähnlichen Ausbruch, der über die Befetzung der Oberstallmeister-Stelle bei dem Herzog von Berry, und über die zukünftige Gouvernantin seiner Kinder entstand; endlich (was ich so leise als möglich berührt habe) erinnere man sich an die Art, wie sie mit dem Herzog von Berry umging, und an die Empfindungen, die er bei seinem Tode gegen sie äußerte. Alle diese Dinge sind unter den Augen der Frau von Saint-Simon vorgegangen. Auch muß ich noch anmerken, daß die Herzogin von Berry es in der Kunst, sich zu verstellen und andere zu betrügen, aufs Höchste gebracht hatte, und sich oft ohne eigentliche Veranlassung in dieser Kunst übte. Sie wendete alles an, um

dent

dem Herzog von Berry, der einen wahren Fonds von Religion und Rechtschaffenheit hatte, allen Sinn dafür zu benehmen. Sie tadelte sein strenges Fasten, von dem sie keine Freundin war, und machte sich so sehr darüber lustig, daß er es aus Liebe und Gefälligkeit, oft auch aus Verlegenheit über ihren bitteren Spott, zuweilen, wiewohl selten, unterließ. Da dieß nicht ohne Streit, Gewissens-Zweifel und Angst von seiner Seite geschehen konnte; so gab ihr dieß immer wieder neuen Anlaß zum verdoppelten Spott, der ihn tief kränkte.

Eben so wurde auch seine angeborne Gerechtigkeitssiebe öfters durch sie gekränkt, indem sie mit der größten Heftigkeit die schreiendsten Ungerechtigkeiten in seinem Hause von ihm verlangte; denn in dem ihrigen hätte er ohnehin nichts sagen dürfen.

Anderer noch wichtigere Gegenstände trieben oft seine Geduld aufs äußerste, und mehr als einmal erfolgte ein auffallender Ausbruch. Sie erlaubte sich öfters sehr freche Gespräche, von denen sie sich auch nicht einmal durch die Gegenwart des Herzogs von Berry, des Herzogs und der Herzogin von Orleans, und anderer Damen, mit denen sie gar nicht vertraut war, zurückhalten ließ. Ja sie nahm es sogar übel, daß der Herzog von Berry nicht ein Gleiches that. Sie behandelte oft ihren Vater mit einem Stolz, der über alles ging; und nur ihre Furcht vor dem König hielt sie ab, geradezu mit ihrer Mutter zu brechen; allein ihr Betragen gegen diese war eben so schlecht, und so, daß keines von diesen Dreien nur den geringsten Widerspruch, noch weniger die geringste Mißbilligung gegen sie äußern durfte. Waren sie zuweilen durch dringende und wichtige Ursachen dazu genöthigt, so erfolgten jedesmal ungewöhnliche Austritte, bei denen der Vater und Gatte sich zur Unterwerfung und Ab-

bitte verstehen und die Verſöhnung oft theuer von ihr erkaufen mußten.

Sie hatte mehrere Liebeshändel, und ungeachtet ſie ihr in ihrer Lage ſehr erſchwert wurden, behandelte ſie dieſelben mit wenig Zurückhaltung. Ihr letzter Liebhaber war La Hane, der vom königlichen Page, zum Stallmeiſter des Herzogs von Berry emporgestiegen war. Er war ein großer dürrer Mann, der eine gezwungene Figur, ein röthlichtes Geſicht, eine alberne wenig ſagende Bildung, nicht viel Geiſt, aber Gutmüthigkeit hatte. Durch ſie rückte er, ſeinem Stande nach, ſehr ſchnell vor. Ihre Neigung zu ihm dauerte bis zu dem Tode des Herzogs von Berry, und noch einige Zeit nachher.

Und dieſe Frau nun beſaß das Herz und die Seele des — Herzogs von Orleans, dem ihre ganze Geſchichte bekannt war. Er gerieth darüber oft in die äußerſte Angſt, wegen der Ausbrüche und Abentheuer, welche von ihrer heftigen und unbändigen Gemüthsart zu befürchten waren. Dennoch waren dieſer Frau, vor und nachher, alle Geheimniſſe ihres Vaters anvertraut.

Die Herzogin von Orleans war immer ſanft, freunſchaftlich und freigebig gegen ſie geweſen; überdieß war ſie faſt nie um ſie, ſolglich auch nicht leicht denen Zufällen ausgeſetzt geweſen, wodurch die Kinder zuweilen beleidigt werden. Allein ihr Stolz war ſo groß, daß ſie es für einen durch ſie erhaltenen Flecken hielt, die Tochter einer legitimirten Prinzessin zu ſeyn. Aus dieſem Grunde hatte ſie einen Widerwillen und eine Verachtung gegen ſie, welche ſie nach ihrer Vermählung nicht mehr verberg, auch vor und nachher dem Herzog von Orleans ſorgfältig beizubringen bemüht war.

Der Stolz ihrer Mutter kam mit dem ihrigen gar nicht in Vergleichung. Schon vor ihrer Vermählung bildete sie sich ein: der Herzog von Berry hätte in ganz Europa niemand außer ihr heurathen können, und sie Beide seyen für einander geschaffen.

Nach manchen vorübergehenden Liebesgeschichten verliebte sich die Herzogin ganz ernstlich in Niom, einen nachgeborenen Sohn aus dem Hause Andie und Neffe der Frau von Viron. Er war, wie schon gesagt, weder hübsch noch geistreich; ein dicker, kurzer, hausbackigter, blaß aussehender Mensch, der mit seinen vielen Finnen beinah wie ein Absceß aussah, und nichts als schöne Zähne hatte. Es war ihm nie eingefallen, eine solche Leidenschaft einflößen zu können, die noch dazu in so kurzer Zeit so zügellos wurde, und immer fortdauerte, ohne jedoch den Geschmack und die Neigungen der Herzogin für andere aufzuheben. Niom hatte kein Vermögen, dafür aber eine Menge Brüder und Schwestern, die eben so wenig hatten als Er. Herr und Frau von Pens, die Hofdame der Frau Herzogin von Berry, waren mit ihm verwandt und aus der nehmlichen Provinz; sie ließen diesen jungen Menschen, der damals Dragoner-Lieutenant war, zu sich kommen, um etwas aus ihm zu machen. Kaum war er angekommen, so offenbarte sich diese Neigung für ihn, und er war im Luxemburg Meister.

Herr von Lauzun, dessen Neffe er war, lachte heimlich darüber, und freute sich, durch ihn im Luxemburg gleichsam wieder in die Zeiten seiner ehemaligen Verhältnisse mit Mademoiselle versetzt zu sehen. Er gab Niom Anweisungen, wie er sich betragen sollte. Dieser, von Natur gefällige, ehrerbietige, gute und rechtschaffene junge Mann befolgte sie anfangs willig; aber bald fühlte er die Macht seiner Reize, die nur auf den unbegreiflichen Geschmack dieser Prinzessin so stark

stark wirken konnten, und ohne gerade eine andere ihr vorzuziehen, suchte er doch allen zu gefallen, und behandelte seine Herzogin, wie Herr von Lauzin Mademoiselle behandelt hatte. Bald war er mit den kostbarsten Spitzen, den reichsten mit Silber besetzten Kleidern, Schnallen und Juwelen geschmückt. Er ließ auf sich schmachtend warten. Es gefiel ihm, die Prinzessin eifersüchtig zu machen, und dann sich wieder zu stellen, als ob er eifersüchtig auf sie wäre. Dadurch brachte er sie oft zu Thränen, und wußte sich, nach und nach, auf einen solchen Fuß mit ihr zu setzen, daß sie nicht einmal die gleichgültigsten Dinge ohne seine Erlaubniß thun durfte. Oft, wenn sie eben im Begriff war, in die Oper zu gehen, mußte sie zu Hause bleiben, ein andermal aber gegen ihren Willen hingehen; er zwang sie, denjenigen Damen schön zu thun, die sie nicht liebte und auf die sie eifersüchtig war, dagegen denjenigen Personen, die ihr gefielen, und auf die er sich eifersüchtig stellte, übel zu begegnen. Bis auf ihren Pus, hatte sie nicht die geringste Freiheit. Er machte sich einen Spas daraus, ihr ihren Kopfpus, wenn er ganz fertig war, abnehmen oder sie andere Kleider anziehen zu lassen; und dieß geschah so oft, und zuweilen so öffentlich, daß er sie daran gewöhnt hatte, von ihm alle Abend seine Befehle über ihren Pus und ihre Beschäftigung für den folgenden Tag anzunehmen. Den andern Tag aber änderte er oft alles wieder ab. Die Prinzessin weinte oft und viel darüber. Am Ende schickte sie vertraute Diener als Boten an ihn ab, denn er wohnte fast am Eingang vom Luxemburg, und diese Boten wurden während ihrer Toilette mehreremale hin und her geschickt, um ihre Nachricht zu bringen, welches Band, welches Kleid und so fort, sie anlegen sollte. Fast immer mußte sie das tragen, was sie nicht wollte. Wenn sie ohne seine Er-

Erlaubniß, sich in den unbedeutendsten Dingen zuweilen eine Freiheit herausnahm, behandelte er sie wie eine Magd, so daß sie oft mehrere Tage weinte.

Diese stolze Prinzessin, die bei allen Gelegenheiten den unmäßigsten Uebermuth zeigte und ausübte, erniedrigte sich so tief, daß sie ihm und andern unwürdigen Personen heimliche Mahlzeiten gab; sie, mit der niemand speisen konnte, der nicht ein Prinz vom Geblüt war. Der Jesuit Riglet, der sie als Kind gekannt und sich in ihrer Günst zu erhalten gewußt hatte, war auch bei diesen Mahlzeiten, und schämte sich eben so wenig darüber, als die Herzogin selbst. Frau von Mouchy war die Vertraute aller dieser sonderbaren Winkelgesellschaften. Sie und Riom wählten die Gäste und bestimmten die Tage dazu; Frau von Mouchy versöhnte und vereinigte die Liebenden.

Dieser Lebenswandel war im Luxemburg allgemein bekannt; jedermann wendete sich an Riom, der seinerseits sich wieder bemühte, mit allen Menschen gut auszukommen, und jedem mit einer Achtung zu begegnen, die er, sogar öffentlich, seiner Prinzessin allein versagte. Er gab ihr in Gegenwart anderer grobe Antworten, die sie in große Verlegenheit setzten, um so mehr, da sie ihre Leidenschaft zu ihm nicht verbarg.

Durch diese Lebensweise, ließ sich die Prinzessin doch nicht abhalten, sich ein Zimmer bei den Carmeliterinnen in der Vorstadt Saint-Germain, wo sie öfters die Nachmittage, an hohen Festtügen aber mehrere Tage nach einander zubrachte, zuzueignen. Sie nahm dahin nur zwei, selten drei Cammerfrauen, und nur wenige Bedienten mit, und aß mit ihnen, was man ihr aus dem Kloster brachte. Sie besuchte den Gottesdienst am Tage, öfters auch bei Nacht, und erschien entweder im Chor oder in einem Kirchenstuhl. Zwischen

ſchen den göttesdienſtlichen Stunden betete ſie und hielt ihre Faſten.

Zwei Carmeliternonnen, die viel Verſtand hatten, und die Welt kannten, hatten den Auftrag, ſie zu empfangen und bei ihr zu ſeyn. Eine davon war ſehr ſchön, die andere war es geweſen. Sie waren beide noch ziemlich jung, beſonders die Schönſte; doch waren ſie vortreffliche Nonnen und wahre Heilige, die dieſes Geſchäft ungern übernahmen. Als ſie etwas vertrauter mit der Prinzessin geworden waren, ſagten ſie dieſer ganz frei: ſie würden ſie als eine Heilige bewundern, wenn ſie nichts von ihr wüßten, als was ſie ſähen; ſie hätten aber gehört, daß ſie einen ſonderbaren Lebenswandel führte und dieſen ſo wenig zu verbergen ſuche, daß ſie nicht begreifen könnten, was ſie eigentlich im Kloſter wolle. Dieß nahm ſie gar nicht übel, ſondern lachte bloß darüber. Zuweilen gaben ſie ihr kräftige und derbe Verweiſe, ermahnten ſie auch auf eine feine aber doch ernſtliche Art, ihre ſo ärgerlichen Sitten zu ändern. Sie erzählten dieß nachher denjenigen von ihren Cammerfrauen, die am meißen über den Seelenzuſtand der Herzogin von Berry betrübt waren. Dieſe aber ſetzte zu allgemeinem Erſtaunen ihre contraſtirende Lebensart im Luxemburg und im Carmeliter-Kloſter fort; ja ſie wurde ſogar noch ausschweifender.

Dieſe Prinzessin nun, deren Leben eine Miſchung von höchſter Größe, und niedrigſter Knechtschaft war, die zuweilen in der ſtrengſten Eingezogenheit lebte, ſonſt aber Mahlzeiten gab, welche durch die ſchlechteſte Geſellſchaft, durch die ſchmüzigſten, gottloſeſten und zügelloſeſten Liederlichkeiten entheiligt wurden; ſie, die neben der beunruhigendſten Furcht vor dem Teufel und dem Tode, doch nur ihren Leidenschaften folgte, wurde endlich im Luxemburg krank.

Ich muß hier alles *) sagen, weil es zur Geschichte gehört, und weil es noch viele andere schreiben werden und zum Theil schon geschrieben haben; um so mehr, da ich keine andere Liebesgeschichten in diesen Memoiren aufgezeichnet habe, als solche, die für Aufschlüsse in den Begebenheiten nöthig waren.

Die Herzogin von Berry wollte sich in nichts einen Zwang anthun; äußerst aber war sie aufgebracht, daß die Welt öffentlich von Dingen sprach, die sie doch zu verbergen, sich nicht einmal die Mühe nahm. Endlich wurde sie schwanger von Niom, verbarg es aber, so sehr sie konnte. Ihre Cammerfrau war in diesen Dingen sehr nachsichtig gegen die beiden Liebenden, die sich auch nicht viel Zeit zu ihren Schäfertunden nahmen.

Niom und jene Cammerfrau selbst waren in einander verliebt, und machten sich zusammen über die Prinzessin lustig, daß sie sich von ihnen hintergehen und zu ihrem Vortheil mißbrauchen ließ; mit einem Wort, sie waren Herr über sie und ihr ganzes Haus; und trieben ihre Herrschaft so weit, daß sogar der Herzog von Orleans und seine Gemahlin sich vor ihnen fürchten und sie schonen mußten. Ungeachtet Frau von Saint-Simon nichts von ihnen zu befürchten hatte, da sie im Hause und sogar von dem verliebten Paar geliebt und geachtet war, so sah sie die Herzogin von Berry doch nur in Staatsvisiten.

Die Schwangerschaft der Prinzessin war am Ende; und dieser, durch zu häufigen Genuß des Weins

*) St. Simon kann nie den alten, ehrenfesten Hofmann ablegen. Wenn er „alles sagen muß,“ so sagt er doch immer noch nicht, was ihm das Unerträglichste scheinen mochte. So sagt er hier nicht, daß Niom die Herzogin von Berry sogar bewogen hatte, sich mit ihm trauen zu lassen.

und Liqueurs, übel vorbereitete Zeitpunkt wurde ängstlich und gefährlich. Die Herzogin von Saint-Simon konnte bei dieser Gelegenheit nicht ganz unthätig bleiben, schlug aber dennoch dem Herzog von Orleans und seiner Gemahlin die Bitte ab, in dem Zimmer, welches man für sie bestimmt hatte, zu schlafen. Sie fand die Herzogin von Berry in einem kleinen Alkoven ihres Zimmers, der bequeme Ausgänge hatte, und wohin niemand, außer der Cammerfrau und Riom, kommen konnte. Selbst der Herzog und die Herzogin von Orleans konnten nicht hineingehen, wenn sie wollten; eben so wenig die Aerzte.

Man merkte nur zu gut, was vorging; diese Begebenheit wurde sogar in den auswärtigen Zeitungen gemeldet, und war das allgemeine Gespräch in Paris und in den Provinzen.

Da die Gefahr zunahm, so sprach der Sulpizianer Prediger Languet, der sich schon geschäftig bewiesen hatte, mit dem Herzog von Orleans, von Ertheilung der Sacramente. Die erste Schwierigkeit war, wie er hineinkommen könnte, um mit der Herzogin von Berry darüber zu reden. Bald fand sich aber eine zweite noch größere; der Prediger erklärte nämlich als ein Mann, der seine Pflichten kannte, daß er sie nicht mit den heiligen Mitteln versorgen würde, ehe sich die Cammerfrau und Riom, nicht nur aus ihrem Zimmer, sondern auch aus dem Luxemburg entfernt hätten. So weigerte sich der Mann ganz laut und in Gegenwart aller Anwesenden, der Prinzessin die Sacramente der Kirche zu geben. Der Herzog von Orleans war dadurch weniger beleidigt, als in Verlegenheit gesetzt. Er nahm den Prediger bei Seite, und versuchte es lange, ihn zu bewegen. Da er ihn aber unerbittlich fand, so schlug er ihm endlich vor, die Sache dem Cardinal von Noailles vorzutragen. Der Geistliche

nahm

nahm diesen Vorschlag sogleich an und versprach, da jener sein Bischoff war, nur dessen Befehlen nachzugeben, vorausgesetzt, daß er die Freiheit habe, ihm seine Gründe darüber zu erklären.

Die Sache war dringend, und die Herzogin von Berry beichtete während dieses Streits einem Franziskaner, der ihr Beichtvater war. Der Herzog von Orleans schmeichelte sich ohne Zweifel, der Bischoff von der Diöces werde nachgebender seyn, als der Prediger, mit dem er in Rücksicht auf die Constitution ganz entgegengesetzter Meinung war. Allein, wenn er dieß hoffte, so betrog er sich.

Nach einer halbstündigen Unterhaltung mit dem Herzog von Orleans, sagte der Cardinal von Noailles ganz laut zu Languet: er habe seine Pflicht gethan, und er, als sein Bischoff, verbiete ihm, der Herzogin von Berry die Sacramente zu reichen, so lange Riom und die Cammerfrau noch im Luxemburg und nicht völlig verabschiedet seyen. Jedermann billigte dieß Betragen der geistlichen Herren.

Der Regent, der Cardinal und der Prediger berathschlagten sich hierauf, hinter der Thüre, wer von ihnen der Herzogin von Berry diesen Beschluß bekannt machen solle. Sie hatte schon gebeichtet, und erwartete die heil. Sacramente. Der Herzog von Orleans rief endlich die Cammerfrau, und erklärte ihr durch die halb geöffnete Thür, wovon die Rede sey.

Diese war erstaunt, beleidigt und sagte in einem sehr ernstlichen Tone: man werde die Herzogin von Berry tödten, wenn man die Grausamkeit habe, mit ihr davon zu reden. Es wurde aber dennoch beschloffen, daß diese Dame der kranken Herzogin sagen solle, was geschehen müsse, wenn sie das Viaticum bekommen wolle.

Eine verneinende Antwort wurde dem Herzog von Orleans gemeldet, und dieser überbrachte sie dem Cardinal und dem Prediger. Der Cardinal sah wohl, daß die Hofdame zu einem solchen Auftrag nicht taugte. Er sagte daher dem Herzog von Orleans: ihm als Vater komme es zu, mit der Kranken darüber zu sprechen. Allein auch dieser vermochte nichts über sie. Er fürchtete seine Tochter, und fand wenig Gehör bei ihr. Auf die wiederholte Verweigerung entschloß sich der Cardinal, mit dem Prediger geradezu selbst zu der Herzogin von Berry zu gehen.

Der Herzog Regent, welcher befürchtete, der Anblick des Cardinals und des Predigers möchte plötzliche und gefährliche Zufälle bei seiner Tochter, die er sehr liebte, verursachen, beschwor jene zu warten, bis er die Kranke erst auf diesen Besuch vorbereitet hätte. Allein diese brach in Wuth aus über diese heuchlerischen „Pfaffen,“ die ihren Gesundheits-Zustand und ihre geistliche Würde, nur dazu mißbrauchten, um sie durch eine so unerhörte Beschimpfung zu entehren. Wer ihr geglaubt hätte, würde den Cardinal und den Prediger die Treppe hinunter geworfen haben.

Der Herzog Regent kam zurück, und unterhielt sie, so gut er konnte. Die Aufmerksamkeit aller anwesenden Vornehmen im Zimmer war außerordentlich gespannt. Nach Verfluß von zwei Stunden, hielt es der Cardinal für unschicklich, länger zu warten, da er wohl sah, daß er nichts erreichen würde. Er wiederholte dem Prediger seinen Befehl, näherte sich der Frau von Saint-Simon, erzählte ihr, was vorgefallen war, und war eben so traurig darüber, wie sie.

Der Herzog von Orleans meldete sogleich seiner Tochter, daß der Cardinal weggegangen sey, worüber er selbst sehr froh war. Allein als er wieder herausging, fand er Languet noch an der Thüre stehend. —

Die-

Dieser erklärte ihm, daß er seinen Posten nicht verlassen werde, aus Besorgniß, man möchte ihr heimlich die Sacramente geben. Er blieb wirklich vier Tage und sogar vier Nächte dort, und entfernte sich nur auf kurze Zeit um zu essen oder auszuruhen, ließ aber immer in seiner Abwesenheit zwei Priester dort. Die Nachwelt wird dieß kaum glauben, obgleich ganz Paris davon unterrichtet war.

Als die Gefahr vorüber war, verließ Languet seinen Posten.

Die Herzogin von Berry, von einer Tochter entbunden, genas wieder; blieb aber immer sehr erbittert auf den Cardinal und den Prediger, denen sie es nie vergeben konnte, so wie sie dadurch nur noch mehr für die beiden Liebenden eingenommen wurde, die sich wieder, wie vorher, über sie lustig machten und ihr nur aus Eigennuß ergeben blieben. Riom, der als ein nachgeborner Adlicher aus Gascoigne, kein Vermögen hatte, aber, wie schon gesagt, ein Neffe von Lauzun war, dessen Heurats-Geschichte mit Mademoiselle bekannt ist, machte seinem Oncle immer mehr das Vergnügen, sich in ihm wieder auslebend zu sehen. Dafür wußte der Erfahrene ihn recht klug zu leiten. Die Gefahr, worin die Herzogin von Berry gewesen war, die Beschimpfung über die Verweigerung der Sacramente, ihre Furcht vor dem Teufel, die sie bei dem schwächsten Donnerschlag in Schrecken setzte, machten den Oncle und den Neffen noch kühner. Lauzun war es, welcher Riom den Rath gegeben hatte, die Herzogin so zu behandeln, wie er einst Mademoiselle behandelt hatte. Sein eigenthümlicher Grundsatz war, fürstliche Personen müßten kurz gehalten und streng geleitet werden. Dieß sey das einzige Mittel, wodurch man sich einige Gewalt über sie verschaffen könnte. Riom half ihm trefflich dazu; denn er lenkte das

Denkwürdigk. XXVIII. Bd. B Herz

Herz der Gesellschafts-Dame, und diese wieder das Herz der Prinzessin. Sie beide waren durch die kürzlich erlittene Beschimpfung sehr in Schrecken gesetzt gewesen, und beschloßen, zwischen uns und der Herzogin von Berry eine Verbindung einzuleiten, wodurch sie gegen solche und ähnliche Vorfälle geschützt seyn könnten.

Um das Publicum zu besänftigen, ließ die Herzogin ihren Garten im Luxemburg, der vorher für dasselbe verschlossen war, wieder öffnen.

Sechs Monate lang kleidete sie sich weiß, worüber viel gelacht wurde.

Die Herzogin von Berry war unendlich stolz und ehrföchtig. Eines Tags unterstand sie sich, einem Venetianischen Gesandten in einem auf drey Stufen erhöht stehenden Lehnstuhl Audienz geben zu wollen. Die Verwunderung der sitzenden und stehenden Damen, die zu dieser Audienz gekommen waren, war außerordentlich; mehrere wollten sogar wieder weggehen, und wurden nur mit Mühe zurückgehalten. Der Gesandte blieb bei dem sonderbaren Anblick unentschlossen stehen, näherte sich zwar, als wenn er die Audienz annähme, um kein Aufsehen zu machen, drehte aber, nach seiner letzten Verbeugung und einigen Augenblicken des Stillschweigens, ihr den Rücken zu und ging weg. Am nämlichen Tage beschwerten sich alle Gesandten gegen dieses Benehmen, und beschloßen, daß keiner von ihnen bei der Herzogin erscheinen würde, so lange sie nicht versichert seyen, daß so etwas nicht wieder vorkommen werde. Erst nach langer Zeit gab man ihnen endlich die verlangte Versicherung, worauf sie denn wieder erschienen.

Bei so viel angenehmen, liebenswürdigen und vorzüglichlichen Geistesanlagen, bei einer vielsagenden Gestalt, auf welcher die Blicke mit Vergnügen verweilten, (die aber am Ende durch zu vieles Fett etwas verlor), bei einer seltenen Anmuth der Rede, und einer eigenen Gabe der Beredsamkeit, was hätte sie bei diesen Talenten nicht bei dem König und der Frau von Maintenon, die sie so gern geliebt hätten, bewirken können? was bei der Herzogin von Bourgogne, die sie vermählt und ihr Glück zu ihrer eigenen Sache gemacht hatte? und was nicht nachher bei einem Vater, welcher der Regent des Königreichs war, und sie über alles liebte? — wenn nicht Laster des Herzens und Verstandes diese schönen Eigenschaften verdorben hätten. Stolz und Falschheit hielt sie für Tugenden, und die Irreligiosität, die sie in der Folge für einen Geistesvorzug hielt, machten sie vollends zu allem Bösen fähig.

Man kennt nunmehr ihr sonderbares Betragen gegen den Herzog von Berry, ihren Abscheu gegen eine für rechtmäßig erklärte Mutter, ihre Verachtung gegen einen Vater, den sie zu beherrschen mußte, ihre unsinnigen Ideen in Rücksicht auf Monseigneur, ihren Rangneid und ihre Undankbarkeit gegen den Herzog und die Herzogin von Bourgogne, der sie alles verdankte, ihr unbekümmertes Betragen gegen den König und die Frau von Maintenon, ihren Haß gegen alle die, welche zu ihrer Verbindung beigetragen hatten (weil, sagte sie, es ihr unerträglich sey, irgend jemand verbindlich zu seyn), ihre groben Betrügereien, ihre Unmaßlichkeit, ihre unanständige Aufführung, die so gar nicht mit ihren Eigenschaften zu reimen war. Man weiß, wie sich schon in den ersten Tagen ihrer Ehe, ihr heftiges Temperament verrieth, wie sie täglich öffentlich Unschicklichkeiten beging, und mit wenig
 B 2 oder

oder gar keiner Zurückhaltung den jungen Männern nachlief; endlich wie weit sie ihre Leidenschaft für Riom verleitete. Man weiß, daß sie den Plan hatte, berühmte und tapfere Männer an sich zu ziehen, um sich zwischen ihrem Vater und Spanien bedeutend zu machen; daß sie sich einbildete, sie könne sich alsdaan auf diejenige Partey wenden, welche für sie die vortheilhafteste seyn würde; daß sie sich den Rang einer Königin und einmal sogar, als sie den Venetianischen Gesandten empfing, einen noch höhern beilegte.

Niemand wurde zu ihrer Tafel gezogen, selbst wenn sie nur in kleiner Gesellschaft speiste, als Prinzen von Geblüt; dennoch wurde der Jesuit, Pater Riglet, nebst andern schlechten und niedrigen Subjekten, die er vorschlug, und denen man gewiß in keinem rechtlichen Hause Zutritt verstattet haben würde, von ihr zu Tische geladen. Sie soupirte mit den Roués des Herzogs von Orleans, auch wenn dieser nicht dabei war, und machte sich eine Lust daraus, sie zu unzüchtigen und ruchlosen Gesprächen aufzumuntern, nahm es aber dennoch übel, daß man sich darüber aufhielt.

II.

Schilderung der Frau Herzogin von Orleans.

Die Frau Herzogin, ihre (Der Herzogin von Berry) Mutter, Gemahlin des Herzogs Regenten, war groß, aber nicht majestätisch; ihre Haut, ihr Hals, ihre Arme, auch ihre Augen, waren bewundernswürdig schön, und ihr Mund ziemlich hübsch; sie hatte schöne, etwas lange Zähne; ungeachtet ihrer breiten, hängenden

den Wangen blieb sie doch noch immer schön. Am meisten entstellten sie ihre Augenlider, die an einigen Stellen kahl und roth waren. Dagegen waren ihre Augenbraunen schön, und ihre castanienbraunen Haare hübsch gewachsen. Buckligt zwar oder misgestaltet war sie nicht; doch war die eine Seite stärker bei ihr, als die andere; auch ging sie von der Seite, und dieser gezwungene Wuchs verrieth noch einen andern Fehler, der in Gesellschaft sehr unbequem war, und sie selbst genierte.

Sie hatte eben so viel, ja noch mehr Geist als der Herzog von Orleans; einen geordneten Verstand, dabei angeborne Beredsamkeit, Richtigkeit im Ausdruck, eine originelle, sehr gewählte Sprache, und eine bewundernswürdige Geläufigkeit. Bei allen diesen Vorzügen hatte sie auch noch jene ganz eigenthümlichen Wendungen der Frau von Montespan und ihrer Schwestern angenommen, welche nur auf diejenigen Personen übergegangen sind, mit denen jene sehr vertraut war, oder die sie erzogen hatte.

Die Herzogin von Orleans wußte sich über alles mit Energie, Feinheit und Anmuth auszudrücken; sogar ihr Schweigen war beredt, und was sie auch nur leise andeutete, wußte sie durch richtige Declamation und Präcision des Ausdrucks immer völlig verständlich zu machen. Ihr Sprechen aber geschah durch die Lippen, so langsam, so beschwerlich, und so unverständlich für die, welche nicht daran gewöhnt waren, daß dadurch alles, was sie sagte, sehr entstellt wurde. Ein Fehler, den sie selbst nicht so zu bemerken schien. Die Gesetze des Anstandes und der Schicklichkeit wurden auf das strengste von ihr beobachtet.

Man wird sich wundern, es ist aber dennoch sehr wahr, daß sie glaubte, sie habe dem Herzog von Orleans sehr viel Ehre angethan, ihn geheurathet zu haben

zu haben. Sie gab dieß sehr oft, wiewohl auf eine feine Art, zu verstehen; denn sie hatte zu viel Verstand, um das Unschickliche davon nicht zu fühlen, aber auch wieder zu viel Stolz, um es ganz unterdrücken zu können; den Rang, welchen sie durch ihre Vermählung bekommen hatte, machte sie sogar über ihre Brüder geltend, und man kann von ihr sagen, daß sie auch auf ihrem Nachstuhl als Enkelin von Frankreich erscheinen wollte.

Der Herzog von Orleans, der oft darüber lachte, nannte sie, wenn er von ihr sprach, nur Madame Lucifer, und sie gestand selbst, daß ihr dieser Name nicht mißfalle. Eben so brachte sie auch alle Vorzüge und Vortheile in Anschlag, welche ihre Verbindung dem Herzog von Orleans, nach Monseurs Tod, geben hatte. Ihr Misvergnügen über manches in dem Betragen des Herzogs von Orleans gegen sie, wodurch jedoch nie der äußere Anstand verletzt wurde, entstand nicht aus Eifersucht, sondern aus dem Verdruß, von ihm nicht wie eine Göttin angebetet und verehrt zu werden; dennoch kam sie ihm keinen Schritt entgegen, suchte auch auf keine Art ihm zu gefallen, seine Neigung zu gewinnen, oder sich seinctwegen in irgend etwas Zwang anzuthun, auch wenn sie glaubte, oder deutlich sah, daß es ihn von ihr entferne. Sie war nie freundlich, nie zuvorkommend oder vertraut gegen ihn; sie bediente sich nie der Rechte einer Frau, die mit ihrem Manne in gutem Vernehmen lebt; sondern erwiederte sein zuvorkommendes Betragen immer mit Kälte und einer gewissen Ueberlegenheit und Größe. Dieß war eine von den Ursachen, die den Herzog von Orleans am meisten von ihr entfernten. Auch nach ihrer aufrichtigen Versöhnung, welche weniger aus Politik, als aus dem Bedürfnisse des einen und den Absichten des andern Theils herbeigeführt wurde, wirk-

te dennoch alles, was der Herzog von Orleans von seiner Seite that, nur halb.

Ihr Hof, denn so mußte man ihr Haus, und alles was Zutritt bei ihr hatte, nennen, sollte, nach ihrem Sinn, nicht sowohl ein Hof, als vielmehr eine Anbetung seyn; und ich glaube mit Wahrheit sagen zu können, daß die Herzogin von Orleans von jedermann, außer mir und der Herzogin von Villeron, wie eine Gottheit behandelt wurde, und daß nur wir allein das Herz hatten, ihr etwas zu sagen, wo es uns auch gewöhnlich gelang, sie nach unserm Willen zu lenken.

Die Herzogin von Villeron war stolz, freimüthig, und auf sich selbst vertrauend. Sie war das Band zwischen der Frau Herzogin von Bourgogne, ihr (der Herzogin von Orleans) und mir; auch das Band zwischen ihr und ihrem Gemahl. Unter diesen Umständen konnte sie bei einer solchen Ausnahme sehr in Anschlag kommen. Frau von Saint-Simon, welche die Herzogin von Orleans gewiß eben so wenig verwöhnte, hatte bis zu der Verbindung der Herzogin von Berry nicht so viel Gelegenheit zum Einfluß auf sie.

Die Herzogin von Orleans war außerordentlich schüchtern. Der König konnte sie mit einem etwas strengen Blick krank machen; Frau von Maintenon vielleicht eben so; wenigstens zitterte sie vor ihr, wenn auch nur von den allergewöhnlichsten Dingen gesprochen wurde. Oeffentlich antwortete sie immer stammelnd, und mit sichtbarer Angst. Ich sage: sie antwortete; denn besonders mit dem König würde sie nie zuerst zu sprechen gewagt haben.

Sie lebte übrigens, bei einer sehr festen Gesundheit, dennoch wie eine Kranke, und sehr eingezogen. Bis zum Mittagessen beschäftigte sie sich mit Lesen; den übrigen Theil des Tags mit Arbeiten; Abends von 5 Uhr an hatte sie Gesellschaft bei sich, die aber wenig Unterhaltung fand, weil man bei ihr im Zwang war, und sie niemand zu erheitern wußte.

Ihre beiden Brüder (der Herzog du Maine und der Graf von Toulouse) waren wechselseitig ihre Günstlinge. Mit der Frau Herzogin du Maine ging sie selten, und nur auf eine steife Art um; mit ihren Schwestern, wie bekannt, gar nicht. Als ich anfang mit ihr bekannt zu werden, war der Graf von Toulouse ihr Liebling, den sie auch deswegen und weil er noch sehr jung war, ihr Brüderchen nannte. Er war alle Tage bei ihr; sie mochte Gesellschaft haben, oder allein seyn. Herr du Maine besuchte sie selten, am wenigsten, wenn sie Gesellschaft hatte. Nach der Vermählung des Herzogs von Berry näherte er sich ihr aus Absichten, und nach dessen Tod behandelte er sie mit einer außerordentlichen Feinheit, und Schonung, aber nur um wieder von ihr, und durch sie, vom Herzog von Orleans geschont zu werden.

Ich ging selten zu ihr, und nie, wenn die Gesellschaft angefangen hatte; fast immer war ich allein bei ihr, öfters mit dem Herzog von Orleans, zuweilen, jedoch selten, besonders vor dem Tode des Königs, mit dem Herrn Grafen von Toulouse, nie aber mit dem Herzog du Maine. Diese beiden kamen nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zum Herzog von Orleans, weil ihn beide nicht liebten.

Der Herzog du Maine hatte, wenn kein Interesse dabei im Spiel war, wenig Neigung jemand zu

zu lieben. In der Folge nahm er die Gesinnungen der Frau von Maintenon an, und man hat gesehen, wie er es nachher anfang, um dem Herzog von Orleans die Rechte seiner Geburt zu rauben, und die unumschränkte Macht an sich zu reißen.

Der kalte Graf von Toulouse, dessen Lebensart ganz von der des Herzogs von Orleans verschieden war, mißbilligte dessen Betragen; er theilte den Verdruß seiner Schwester, und wurde nur durch die Unzufriedenheit des Königs zurückgehalten. Ich habe nachher immer gefunden, daß er sich gegen den Herzog von Orleans als ein wahrheitliebender, rechtschaffener Mann betrug, auch alle Pflichten gegen ihn erfüllte, ohne daß es dadurch zwischen ihnen bis zu einem freundschaftlichen Verhältnisse gekommen wäre.

III.

Schilderung des Herzogs Regenten. Sein Charakter, seine Gewohnheiten, seine Sitten, sein Geist.

Der Herzog (Philipp II.) von Orleans, oder der Herzog-Regent, war von etwas mehr als mittlerer Größe, stark und voll, ohne dick zu seyn; er hatte ein leichtes, gefälliges, sehr edles Ansehen und Wesen; ein breites, aber angenehmes Gesicht; viel Farbe, schwarze Augenbraunen und schwarzes Haar. Ungeachtet er schlecht tanzte, auch auf der Academie eben nicht viel profitirt hatte; so war doch in seinen Mienen, Gebehrden und Bewegungen eine unbeschreibliche

Anmuth, die ihm so natürlich war, daß sie sich sogar in seinen unbedeutendsten, gewöhnlichsten Handlungen, wenn er sich keinen Zwang anzuthun hatte, mit vieler Leichtigkeit ausdrückte. Er war sanft, liebeich und offen; hatte einen angenehmen Ton der Stimme, und ein ganz eigenes Talent, über alles, mit Leichtigkeit, ja mit einer unübertrefflichen, bewundernswürdigen Zierlichkeit zu sprechen. Diese angeborne Beredsamkeit zeigte sich bei ihm auch im gewöhnlichen und täglichen Gespräch. Er wußte sich über die abstrakteste wissenschaftliche Materie, über Regierungsfachen, über Politik, Finanzwesen, Justiz-, Kriegs-, Hofangelegenheiten, über alle Arten von mechanischen Künsten u. eben so deutlich auszudrücken, als im gewöhnlichen Gespräch. Er wußte die Geschichte und Memoiren vortheilhaft zu benutzen, war mit den Häusern und Personen aller Zeiten bekannt, und hatte deren Lebensgeschichten immer gegenwärtig. Er kannte die Intriguen des ältern Hofes, wie die des neuern. Wenn man ihn reden hörte, so glaubte man, er habe eine große Belesenheit. Aber dieß war gar nicht sein Fall. Er las nur flüchtig, besaß aber ein so erstaunliches Gedächtniß, daß er Sachen, Namen und Data genau anzugeben wußte. Er hatte so viel Fassungskraft, daß er eben so viel Nutzen davon hatte, als ob er alles genau gelesen hätte.

Wegen witziger Einfälle und schneller, treffender Antworten, war er berühmt. Er, noch mehr aber andere, haben mir oft vorgeworfen, daß ich ihm nicht viel Gerechtigkeit wiederfahren lasse; ich habe ihm aber dennoch oft ein Lob gegeben, das wenige verdienen, und niemand mit mehr Recht gegeben werden konnte als ihm; nämlich daß er bei einem unendlich vieles umfassenden Geist, so viel Scharfsinn und Beurtheilungskraft habe, daß er sich nie in irgend einer Sache geirrt

geirret haben würde, wenn er immer dem ersten Eindruck seines Geistes gefolgt hätte. Diesen Lobspruch hielt er zuweilen für einen Tadel, und er hatte nicht ganz Unrecht, wiewohl er völlig wahr war. Dabei war er gar nicht von sich eingenommen, und ließ niemand seine Ueberlegenheit an Geist und Kenntnissen fühlen. Er raisonnirte mit jedem, als ob er ihm gleich stände, und versagte den Klügeren nie seine Bewunderung. Er hatte nichts steifes oder imposantes in seinem Betragen, und ob er sich gleich seines eigenen Werths bewußt war, und diesen niemand in seiner Gegenwart vergessen ließ; so wußte er es doch so zu machen, daß es jedermann bei ihm wohl wurde, in dem er sich den andern gleich zu stellen wußte. Er vergab seinem Rang durchaus nichts gegen die Prinzen vom Geblüt; auch gegen den König und die Prinzen vom Hause wußte sich niemand anständiger, ehrerbietiger und edler zu benehmen als er.

Monsieur besaß alle Tapferkeit seiner Vorktern, und hatte sie wieder ganz auf seinen Sohn übergetragen. Ob er gleich nicht den geringsten Hang zur Verläumdung, noch weniger zur Bosheit hatte, war er doch ein strenger Richter über die Tapferkeit anderer. Er suchte nie darüber zu sprechen. Bescheiden und verschwiegen über Dinge, die ihn persönlich betrafen, erzählte er nur immer solche, an denen er am meisten Antheil gehabt hatte, und gab den andern die gerechten Lobsprüche, ohne je von sich zu reden; allein er konnte sich nur mit Mühe zurückhalten, nicht auf diejenigen zu sticheln, die er nicht für herzlich hielt, und man merkte seine Verachtung und seinen angeborenen Widerwillen gegen solche. Er hatte die Schwachheit, sich in allem Heinrich dem IV. ähnlich zu glauben, ihn in seinen Handlungen und Antworten nachzuahmen; auch sich selbst zu bereben, daß er ihm sogar an Gestalt

stalt und Bildung gleiche, und war für kein anderes Lob, für keine andere Schmeichelei so sehr empfänglich, als für diese. Zu dieser Gefälligkeit habe ich mich nie verstehen können; ich fühlte nur zu sehr, daß er diesem großen Fürsten auch in seinen Lastern so wie in seinen Tugenden ähnlich zu seyn strebte; und daß er beide gleich sehr bewunderte.

Er war, wie Heinrich der IV, von Natur gut, menschenfreundlich und mitleidig; dennoch wurde er des schwärzesten und unmenschlichsten Lasters beschuldigt, er dessen Charakter jener Beschuldigung so ganz entgegengesetzt, ja durchaus unfähig war, irgend jemand zu schaden; er, dessen Sanftmuth, Menschenfreundlichkeit und Gutmüthigkeit beinah in Schwäche ausartete. Ich darf keck sagen, dessen höchste Tugend die Versöhnlichkeit gegen seine Feinde bei ihm zum Fehler geworden war; indem er sie so unbedingt und so unüberlegt ausübte, daß es beinah an Unempfindlichkeit gränzte; wodurch er sich, wie wir in der Folge aus Beispielen sehen werden, manche unangenehme und nachtheilige Zufälle zuzog.

Ich erinnere mich, daß ich, vielleicht ein Jahr vor dem Tode des Königs zu Marly, einmal sehr bald nach Tische zu der Herzogin von Orleans hinaufgegangen war; ich fand sie, weil sie an Migraine litt, im Bette, und den Herzog von Orleans in einem Lehnstuhl oben am Bette sitzend. Raum hatte ich mich niedergesetzt, so fing die Herzogin von Orleans an, mir eine Geschichte von dem Prinzen und von dem Cardinal Rohan zu erzählen, die vor wenigen Tagen vorgefallen und unwiderleglich bewiesen war. Sie handelte von den gegenwärtig und künftig zu nehmenden Maasregeln gegen den Herzog von Orleans, von den Gründen jener abscheulichen, durch den Einfluß und die Bemühungen der Frau von Maintenon und

des

des Herzogs du Maine so sehr in Umlauf gebrachten Beschuldigungen. Ich schimpfte um so mehr darüber, da der Herzog von Orleans, ich weiß nicht, warum, diese beiden Brüder immer ausgezeichnet und geachtet hatte, und auf sie rechnen zu können glaubte. „Und was sagen sie nun von dem Herzog von Orleans,“ (fügte sie hinzu) „der, seit er es weiß, seit er nicht mehr daran zweifelt, nicht mehr zweifeln kann, ihnen eben so viel gutes erweist, als vorher?“ Ich sah sogleich den Herzog von Orleans an, der nur wenige Worte dazu gesprochen hatte, um die Wahrheit der Erzählung zu bestätigen, und nachlässig in seinem Stuhle lag. Ich antwortete etwas heftig: Wenn es so ist, Monseigneur, so darf ich mit Wahrheit sagen, daß seit Ludwig dem Gütigen, niemand so sanftmüthig war als Sie. Bei diesen Worten stand er auf, erröthete über und über, stammelte aus Aerger einige Worte über mich, der ich ihm beleidigende Dinge sagte, und über die Herzogin von Orleans, die solche veranlaßt habe; und — lachte. So ist's recht, mein Herr, setzte ich hinzu, behandeln sie ihre Feinde gut, und ärgern sie sich über ihre ergebenen Diener; ich bin erfreut, sie zornig zu sehen; es ist ein Zeichen, daß ich den Finger auf die Wunde gebracht habe; wenn man diese drückt, so schreit der Kranke. Ich wünschte nur allen Unrath ausdrücken zu können, alsdann würden sie ein ganz anderer Mann seyn, und ganz anders geachtet werden. Er brummte noch ein wenig, und war alsdann wieder besänftigt. Dieß war die einzige Gelegenheit, wo er wirklich böse auf mich war.

Zwei oder drei Jahre nach dem Tode des Königs unterhielt ich mich in einer Ecke des großen langen Zimmers nach den Tuilleries zu, als eben das Conseil, welches immer in diesem Zimmer gehalten wurde, seinen Anfang nahm. Der Herzog von Orleans stand
in

in einer andern Ecke am Fenster, wo er mit jemand sprach. Ich hörte meinen Namen von einem Munde zum andern nennen, und man sagte mir, daß Er mich sprechen wolle. Dieß geschah öfters, ehe er sich zum Conseil setzte. Ich ging zu ihm ans Fenster, fand ihn sehr ernsthaft und zornig aussehend; was mir sehr auffiel. Mein Herr, redete er mich sogleich an, ich habe mich sehr über Sie zu beklagen, den ich immer unter meine besten Freunde zählte. Ueber mich? antwortete ich noch erstaunter. Was ist es denn, ich bitte Sie! — Was es ist, sagte er erzürnter, es ist eine Sache, die sie nicht läugnen können, Sie haben Verse auf mich gemacht. — Ich.. Verse? — versetzte ich. Wer Teufel erzählt Ihnen denn solche Dummheiten? Wissen Sie denn nicht seit mehr als 40 Jahren, wo Sie mich kennen, daß ich in meinem ganzen Leben nicht zwei Verse habe machen können? Zum Teufel, antwortete er, diese gerade können sie nicht läugnen; und sogleich sang er mir ein Gassenlied zu seinem Lobe, wovon der Refrain immer hieß: Unser Regent ist sanftmüthig.. Tralla.. ist sanftmüthig re. und dabei lachte er gewaltig. Wie? sagte ich, Sie erinnern sich noch daran, und lachte ebenfalls; da Sie sich dafür rächen wollen, so denken Sie nur auch oft mit guten Vorsätzen daran! Er konnte lange Zeit nicht aufhören zu lachen, ehe er sich zum Conseil setzte. Ich habe diesen unbedeutenden Vorfall nicht auslassen mögen, weil er zur Charakteristik des Regenten gehört. Er liebte die Freiheit für sich und eben so für andere.

Ueber diesen Punkt rühmte er mir einmal England sehr, wo keine Verbannungen und keine geheime Verhaftsbefehle statt fänden, wo der König außer dem Eingang in seinen Pallast nichts verbieten, und niemand in der Gefangenschaft halten könne. Dabei erzählte er mir mit Vergnügen, Denn alle unsere Prinzen leb-

ten

ten damals) daß Carl der II. außer der Herzogin von Portsmouth, noch viele Maitressen gehabt hätte; ferner, daß der Großprior, damals jung und liebenswürdig und wegen eines dummen Streichs exilirt, sich nach England begeben habe, wo er von dem König sehr gut aufgenommen worden sey. Zum Dank habe er ihm eine seiner Maitressen verführt, die der König damals gerade leidenschaftlich geliebt, daß er ihm seine Verzeihung und Geld angeboten, sich auch verbindlich gemacht habe, ihn wieder mit Frankreich auszusöhnen, der Großprior aber sey unerbittlich geblieben, und Carl habe ihm seinen Pallast verbieten lassen. Auch um dieses habe er sich weiter nicht bekümmert, sey vielmehr alle Tage mit seiner eroberten Geliebten im Theater erschienen, wo er sich gerade dem König gegenüber gesetzt habe. Da nun dieser kein Mittel mehr gewußt, sich seinen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen, habe er den König dringend gebeten, ihn nach Frankreich zurück zu berufen, was auch geschehen sey. Allein der Großprior sey abermal geblieben, habe erklärt, daß er sich in England gut befände, und habe seine vorige Lebensweise fortgesetzt. Carl sey darüber so sehr aufgebracht gewesen, daß er dem König seinen ganzen Zustand vertraut, und hierauf einen schleunigen und unumschränkten Befehl von ihm erhalten habe, auf welchen der Großprior sogleich nach Frankreich habe zurückgehen müssen. Der Herzog von Orleans fand dieß vortreflich, und ich weiß nicht, ob er sich nicht selbst an die Stelle des Großpriors gewünscht hat. Ich antwortete ihm, daß ich mich wundern müsse, wie der Enkelsohn eines Königs von Frankreich an einem so unverschämten Betragen Gefallen finden könne; daß ich, der ich keine Ansprüche auf einen Thron habe, es mehr als anstößig und äußerst strafbar fände. Er ließ sich aber nicht abbringen und

er.

erzählte die Geschichte immer mit großem Wohlgefallen.

Ich kann bezeugen, daß er durchaus keinen Hang zum Regieren oder Herrschen hatte. Sein ganz unsinniger Plan auf Spanien war ihm durch andere in den Kopf gesetzt worden. Er dachte sogar nie im Ernst daran, regieren zu wollen, als da er auf dem Punkte war, entweder seine Ehre und alles zu verlieren oder die Rechte seiner Geburt zu gebrauchen; und ich kann keck sagen, daß er sich nie auf den Thron wünschte, daß es ihm sogar beschwerlich und unangenehm gewesen seyn würde, wenn ihn der Zufall dazu bestimmt hätte.

Man wird mich fragen, was er denn wollte? Die Armeen kommandiren, so lange der Krieg dauerte, und sich die übrige Zeit ohne Zwang belustigen. Zur Kriegskunst hatte er am meisten Neigung. Seine natürliche Herzhaftigkeit und sein Gleichmuth ließen ihn nichts übersehen, alles voraus bemerken und für alles Mittel finden. Sein umfassender Geist zeigte sich überall, bei Anordnung eines Lagers, wie bei dem Entwerfen der Plane, für welche er sich mit allem, was zu deren Ausführung nöthig war, zu versehen und auf den voraus bestimmten Zeitpunkt sich dessen zu bedienen wußte. Er verstand sich auch immer wieder einen neuen Hinterhalt zu machen und ihn so fort zu benutzen. Er wußte alle Vortheile, welche ihm das Kriegsglück anbot, mit kluger Vorsicht und tapferem Muth zu benutzen. Man kann von ihm sagen: Er war Offizier, Ingenieur, und Versorger der Armee. Er kannte die Macht seiner Truppen, die Namen und Fähigkeiten seiner Offiziere, die ausgezeichnetsten bei jedem Corps; er wußte sich ihnen beliebt zu machen, und sie dennoch in strenger Zucht zu halten, auch wenn ihm alles fehlte, dennoch die schwierig-

sten

sten Unternehmungen auszuführen. Dieses Talent wurde in Spanien bewundert und in Italien, wo er alles vorausah, und nur durch Marsin an der Ausführung gehindert wurde, beklagt.

Auch über Staatsangelegenheiten hatte er eben so richtige und gründliche Einsichten als über das Kriegswesen. Es ist zum Erstaunen, wie er auch die kleinsten Punkte, die dazu gehörten, nie übersah, und wie richtig er die Vortheile und Nachtheile der Partien, welche man ergreifen konnte, herausfand, wie klar er sie auffasste und auseinander zu setzen wußte. Endlich wie äußerst mannichfaltige und richtige Kenntnisse er besaß, ohne daß er je damit geprahlt, oder deswegen eine größere Meinung von sich gehabt hätte.

Welcher Mann wäre fähiger gewesen, das Glück von Frankreich zu machen, wenn er zur Regierung gekommen wäre, als er, der in jeder Hinsicht so weit über alle andere stand? Dazu kam noch der wesentliche Vortheil, daß er 36 Jahre alt war, als der Dauphin starb, und beinah 38 bei dem Tode des Herzogs von Berry; daß er diese Zeit über bloß als Privatmann gelebt, und nie die entfernteste Hoffnung gehabt hatte, auf den Thron zu kommen. Er war ein durch mancherlei Schläge des Schicksals niedergedrückter Hofmann gewesen, und seine Lebensweise war so, daß er die vornehmsten Personen, so wie auch den größten Theil der Niederen kennen lernen konnte; mit einem Wort, Er hat mit jedermann auf einen vertraulichen Fuß gelebt, und Bekanntschaften gemacht, zu denen man auf einem andern Wege nicht gelangen kann. In all diesem liegt das Vorzügliche, das gewiß sehr Vorzügliche, und Seltene von ihm.

Unglücklicherweise findet sich auch hier eine entgegengesetzte Seite, die wir ebenfalls anführen, und bei

der wir uns einige Wiederholungen erlauben müssen, welche zur Erläuterung notwendig sind.

IV.

Geschichte seiner Erziehung. Wie Du Bois ihn zu verderben anfängt.

Dieser unter so glücklichen Umständen geborne Prinz, welcher der Ruhm und das Meisterstück einer Erziehung hätte werden können, war darin nicht glücklich.

Er wurde zuerst einem zwar unbedeutenden Mann, Namens Saint-Laurent, der bei Monsieur nur das Amt hatte, die Gesandten einzuführen, anvertraut; dieser war aber ein Mann, wie man in ganz Europa für die Erziehung der Könige keinen bessern finden konnte. Er starb, ehe sein Zögling der Kindheit erwachsen war, und zum Unglück so schnell, daß er nicht daran denken konnte, in welchen Händen er ihn zurückließ, und wer seine Stelle am besten ersetzen könne.

Man weiß, daß der Abbe' Du Bois dazu gewählt wurde, wie dieß zuging, wie er sich schon vorher das Zutrauen und die Gunst eines Kindes zu erwerben gewußt, das niemand kannte, und welchen abscheulichen Gebrauch er davon machte, um sich Ausichten und Unterhalt zu verschaffen.

Der Lehrmeister sah ein, daß er seinen Platz nicht lange behalten würde. Er fühlte die Last seines Vorgehens, daß er sich als Werkzeug hatte gebrauchen lassen, dem jungen Prinzen die Einwilligung zu seiner Vermählung abzulocken, wodurch er nicht einmal das

erreichte, was er gehofft hatte, und noch überdies die Gunst des Königs verscherzte, indem er die Thorheit beging, den König in einer ihm bewilligten geheimen Audienz, für seinen geleisteten Dienst um den Cardinalehut zu bitten. Er mußte also seine Hoffnungen auf den Herzog von Chartres setzen, und war einzig darauf bedacht, diesen zu beherrschen.

Dü Bois hat nach dem Tode des Königs eine so bedeutende Rolle gespielt, daß es nicht überflüssig seyn wird, eine Schilderung von ihm zu machen, die bald folgen soll.

Monsieur, der ohnehin sehr ehrgeizig, dadurch aber noch mehr verhöhnt worden war, daß er einen Hofmeister gehabt hatte, welcher Herzog und Pair in seinem Hause geworden, und dessen erbliche Nachkommenschaft, gleichen Ranges, die Stelle als sein erster Cammerherr, beibehalten hatte, so wie auch dadurch, daß die Stelle als Hofdame bei Madame durch die Herzogin von Ventadour besetzt war, Monsieur wollte nur Leute von hohen Titeln zu Hofmeistern für seinen Sohn. Dieß war nicht so leicht zu machen, allein es fanden sich doch welche, da er auf alles übrige weiter nicht sah.

Herr von Navailles war der Erste, der die Stelle annahm. Er war durch ein Patent Herzog und Marschall von Frankreich; sonst ein tugendhafter, ehrliebender, tapferer Mann, der ehemals figurirt hatte; aber nicht der Mann, um einen Prinzen zu erziehen. Er war nicht lange bei ihm und starb im Februar 1684 in seinem 65ten Jahre.

Seinem Nachfolger, dem Marschall von Estrades, hätte es nicht an Fähigkeiten gefehlt; allein er war alt, und starb im Februar 1686 im 79ten Jahr.

Nach ihm kam Herr von Bievville, ein patentierter Herzog, welcher im Februar 1689 starb, einen Monat, nachdem er den königlichen Ritterorden erhalten hatte. Es hatten ihm alle zu diesem Amt erforderliche Eigenschaften gefehlt, allein für Monsieur war er doch ein Verlust, da er keine Männer mit Titeln mehr fand, welche diese Stelle annahmen.

Saint-Laurent, welcher sein volles Zutrauen, also auch völlige Macht gehabt hatte, ersetzte, was diesen Herren, die nur Ehren halber da waren, abging. Die beiden Unter-Gouverneurs waren La Bertiere, ein braver rechtschaffener Edelmann, um den sich aber der Prinz, wiewohl er ihn achtete, nicht viel bekümmerte; und Fontenay, welcher außerordentlich fähig, aber schon wenigstens 80 Jahre alt war. Dieser war Erzieher des Grafen Saint-Paul gewesen, der bei dem Uebergang über den Rhein, gerade als er auf dem Punkt stand, zum König von Polen erwählt zu werden, getödtet wurde, was dem berühmten Sobieski so sehr zum Vortheil gereichte.

Der Marquis von Arci war der letzte Hofmeister. Er hatte bei Gesandtschaften mit Ruhm gearbeitet, auch selbst als Gesandter gedient; war ein angesehenener Mann, der sich viel einbildete. Im Jahr 1688 erhielt er den Ritterorden. Sein ältester Bruder hatte ihn im Jahr 1661 erhalten. Von Arci war auch adelicher Staatsrath. Er starb zu Maubeuge im Juni 1694, und dieß war das größte Unglück, das seinem Zögling widerfahren konnte. Von Arci hatte alles über ihn vermocht, hatte sein ganzes Zutrauen besessen, hatte sich durch sein angenehmes, gefälliges Betragen seine ganze Achtung erworben, wodurch immer Folgsamkeit erzeugt wird. Der Prinz beklagte seinen Verlust eben so sehr, als den Verlust des Marquis von Estrades, gegen dessen Angehörige er sich sein ganzes

zes Leben hindurch dankbar bewiesen hat. Nachdem er jenen weisen Mentor verloren hatte, fiel er gänzlich in die Hände des Abbé Du Bois, und anderer verdorbener junger Männer, die ihn völlig in ihrer Gewalt hatten.

Das häusliche Beispiel an Monsieurs Hofe, und das, was junge unbedachtsame Männer, die des Zwangs müde, ganz neu und unerfahren, für guten Ton halten, von dem sie sich leider oft so sehr beherrschen lassen, daß es ihnen zuweilen selbst zur Last wird, verübte in ihm bald alles Gute, was Saint-Laurent und der Marquis von Arci ihm beigebracht hatten. Er ließ sich zu Ausschweifungen und schlechten Gesellschaften verleiten, weil die besseren, selbst von dieser Art, ihn aus Furcht vor dem König zu vermeiden suchten.

Gegen seine Neigung, und (was er zu spät einfah) mit einem so ungleichartigen Wesen verheurathet, erniedrigte er sich so weit, daß er den gemeinen Scherz roher Menschen anhörte, die sich in Paris mit ihm herumtrieben, um ihn zu beherrschen; ja daß er sich sogar selbst dergleichen Gemeinheiten mitzumachen erlaubte, und sich für berechtigt hielt, alle mögliche Ausschweifungen in Reden und Thaten begehen zu dürfen, weil Monsieur seinen Aerger darüber zu erkennen gab, daß er für ihn, weder das ihm versprochene Gouvernement, noch das Commando über die Armeen, erhalten könne.

Leichtsinn, Unzufriedenheit über den Hof und seine eigenen häuslichen Verhältnisse, Aerger über den Herzog, und noch mehr, über den Prinzen von Conti, welche er im Besitze der glänzendsten Gesellschaften sah, auch die verderbliche Absicht, über den König zu spotten, sich von ihm zurückzuziehen, ihn zu ärgern; endlich noch die Nachsicht, weil man ihm weder das Gouver-

nement, noch das Commando der Armeen übergeben hatte, alles dies zusammen brachte ihn dahin, daß er mit Schauspielerinnen und ihren Gesellschaften, in einer schimpflichen Verborgtheit lebte, und so wenig als möglich am Hofe erschien.

Sonderbar war es, daß Monsieur dieser Aufführung ruhig zusah; die Ursache davon war, weil er über den König unzufrieden blieb, und weil Madame weder dem König noch ihrer Schwiegertochter verzeihen konnte, diese Heurath gestiftet zu haben. Sie mißbilligte zwar die Aufführung ihres Sohns und sprach fast nie mit ihm, freute sich aber doch innerlich über das Mißvergnügen ihrer Schwiegertochter, und den Verdruß, welchen der König darüber empfand.

Der baldige und so plötzliche Tod von Monsieur veränderte diese Dinge. Der Herzog von Orleans nahm sich mehr in Acht, und da er Monsieur nicht mehr zum Schild hatte, lebte er einige Zeit anständiger, erschien auch öfter bei Hofe. Aus eben diesen Gründen vertraug er sich auch mit seiner Gemahlin besser; doch behielt er immer eine verborgene Abneigung gegen sie, die nicht eher aufhörte, als bis ich sie wieder versöhnte, nachdem ich ihn von der Frau von Argenton getrennt hatte.

Liebe, und Hang zum Müßiggang zogen ihn zu dieser Maitresse, und entfernten ihn vom Hofe. Bei ihr fand er Gesellschaften, die seine Neigung zu ihr billigten, weil sie unter der Anleitung des Abbe' Du Bois standen.

Man sieht hieraus, auf welchem traurigen Wege eine so schöne Natur verloren ging. Wir kommen nun an die Wirkungen, welche dieses anhaltende und schädliche Gift hervorgebracht hat; man wird sie nur erst dann ganz begreifen, wenn man denjenigen genau kennen wird, von dem er fast ganz allein ausging.

V.

Schilderung des Abbe' Du Bois.

Der Abbe' Du Bois war ein magerer, schwächer, unansehnlicher Blondin. Seine Gesichtsbildung war geistreich, hatte aber viele Aehnlichkeit mit einem Marder *). Er war der schwärzesten Handlungen fähig. Alle Laster kämpften in ihm um die Oberhand. Geiz, Hang zur Ausschweifung, und Ehrgeiz waren seine Götter; Treulosigkeit, Schmeichelei, und niederträchtiges, kriechendes Wesen seine Mittel. Totale Ruchlosigkeit, und die Meinung, daß Frömmigkeit und Rechtschaffenheit Hirngespinnste seyen, mit denen man nur prahle, die aber niemand wirklich besitze, waren bei ihm zum Grundsatz geworden, zufolge dessen ihm alle Mittel erlaubt waren. Eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften war niedrige Intriguensucht; ohne Intriguen konnte er nicht leben, sie hatten aber immer einen Zweck, für den alle seine Schritte und Bewegungen berechnet waren, und den er auch mit einer Geduld verfolgte, die nur mit dem beabsichtigten Erfolg, oder mit der gewissen Ueberzeugung, ihn nicht erreichen zu können, aufhörte, wenn anders seine, im Verborgenen fortarbeitende böse Thätigkeit nicht einen andern Weg fand. So war sein ganzes Leben ein immerwährendes Minengraben.

Die fecksten Lügen waren ihm so zur Natur geworden, daß er sie mit der größten Unbesangenheit, mit dem größten Schein von Wahrheit und Aufrichtigkeit, ja oft mit einer gewissen Verschämtheit, aussprechen konnte. Er würde mit Armuth und Leichtigkeit

C 4

ge-

*) Ein Mensch, den man schlecht Französisch un homme de sac et de corde nennt.

gesprochen haben; allein dadurch daß er immer beim Reden die Absicht hatte, andere auszuforschen, und sich Mühe geben mußte, sich durch nichts zu verrathen, hatte er sich ein erkünsteltes Stammeln angewöhnt, das ihn unangenehm machte, und immer mit der Wichtigkeit des Gesprächs zunahm, so daß das; was er sagte, unerträglich, ja zuweilen ganz unverständlich wurde. Seine Unterhaltung hätte liebenswürdig seyn können, wenn er nicht so viele Umschweife gemacht, und seine Geistesmängel nicht so ängstlich zu verbergen gesucht hätte. Er hatte Verstand, viel Belesenheit, historische Kenntnisse, viel Welt, dabei eine gewaltige Sucht zu gefallen und sich einzuschmeicheln; allein alles dieses wurde durch seine Falschheit vernichtet, die ihm wider Willen aus allen Poren drang, und wodurch sogar seine Fröhlichkeit traurig wurde.

Du Bois war aus Grundsatz, angeborner Neigung und mit Ueberlegung boshaft, treulos und undankbar. In den schwärzesten Lastern war er ein erfahrner Meister; und wenn er auf der That ertappt wurde, bis zum Abscheu unverschämt. Er beehrte alles, beneidete alles, und suchte alles an sich zu reißen. Von dem Augenblick an, wo er nicht mehr nöthig hatte sich Zwang anzuthun, sah man, in welchem hohen Grade er eigennützig war. Ueberdies war er ausschweifend, unbeständig, in allen Geschäften unwissend, leidenschaftlich, und immer heftig; bei allem diesem war er auch noch ein Gotteslästerer, und ein so unsinnig toller Kerl, daß er öffentlich seinen Herrn verachtete, und dessen Unternehmungen oft nur deswegen zu Grund gehen ließ, um sie seinem eigenen Ich, seinem Credit, seiner Gewalt, seiner unumschränkten Macht, seiner Größe, seiner Habsucht, seinem Despotismus und seiner Rache aufzuopfern.

Dies

Dies war der weise Führer, welchem Monsieur die Bildung seines einzigen Sohnes anvertraute! Er war durch den Rath zweier Männer dazu bestimmt worden, die eben so schlecht waren, als *Du Bois*, und es auch durch diese Handlung schon bewiesen haben.

Ein so guter Lehrer benutzte natürlich seine Zeit bei einem noch ganz unerfahrenen Schüler, bei welchem die vortrefflichen Grundsätze eines *Saint-Laurent* noch nicht Zeit gehabt hatten Wurzel zu fassen, wiewohl er für diesen vortrefflichen Mann immerfort ein Gefühl der Achtung und Liebe behielt. Ich gestehe hier mit Betrübniß, daß alle gute Anlagen des Herzogs von Orleans, durch seine Flüchtigkeit, oder vielmehr durch seine Schwachheit, verloren gingen, und eben diese Schwachheit wußte sein Lehrer, sein ganzes Leben hindurch, für sich zu benutzen. Seit *Du Bois* die Thorheit begangen hatte, von dem König die Ernennung zum Cardinal zu begehren, durfte er von diesem nichts mehr erwarten; er war daher bloß darauf bedacht, seinen jungen Herrn nach seinem Sinne zu bilden, um ihn ganz beherrschen zu können. Er suchte alles sittliche Gefühl in ihm zu unterdrücken, ihn in Ausschweifungen zu stürzen, und es ihm zum Grundsatz zu machen, daß man alle Pflichten und alle äußere Anständigkeit verläugnen müsse, um ganz nach seiner Behaglichkeit leben zu können. Er beredete ihn, auf diese Art werde der König schonender gegen ihn werden, als wenn er sich zu einer regelmäßigen Aufführung verstehen würde. Er lobte seinen Verstand, indem er ihn glauben machte, er habe dessen allzuviel, um sich noch durch Religion täuschen zu lassen, die zu jeder Zeit, nur eine Erfindung der Politik gewesen sey, um die gewöhnlichen Köpfe in Furcht zu setzen und das Volk in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Er weihte ihn ferner in seine Lieblingsmaxime ein, daß die Rechtschaf-

fenheit der Männer, so wie die Tugend der Weiber, nur Hirngespinnste seyen, die in niemand Realität hätten, außer etwa in einigen Narren, die sich diese Fesseln, so wie die dahin gehörenden und nur für die Politik vortheilhaften Fesseln der Religion hätten anlegen lassen, während sich vernünftige und brauchbare Männer, von beiden, so wie von allen andern Vorurtheilen der Erziehung, losmachten.

Dies ist die Basis von der Lehre dieses würdigen Geistlichen. Nach dieser war alles erlaubt; Falschheit, Lügen, niedrige Kunstgriffe, Unredlichkeit, Treulosigkeit, kurz, alle mögliche Mittel, um zu seinem Zweck zu gelangen. Mit einem Wort, jedes Laster, jedes Verbrechen wurde für Gewandtheit, Fähigkeit, Größe, Freiheit, Stärke und Ausklärung des Geistes erklärt, vorausgesetzt, daß man sich zu verbergen, und dem Verdacht der gewöhnlichen Vorurtheile zu entgehen wüßte.

Unglücklicherweise kam bei dem Herzog von Orleans alles zusammen, seinen Geist und sein Herz für dieses abscheuliche Gift empfänglich zu machen. Seine zarte unerfahrene Jugend, seine körperliche Kraft und Gesundheit, die Freude, dem Joch der Kindheit entgangen zu seyn, der Verdruß über seine Ehe, sein Mangel an Beschäftigung, und die daraus folgende Langeweile; der in diesem Alter so unselige Hang zum Modeton, um das, was man an andern bewundert, nachzuahmen und zu übertreffen; der Reiz der Leidenschaften, das Beispiel der jungen Leute, die eine Eitelkeit darein setzten, und ihr Vergnügen dabei fanden, unter denen sogar einige ihre besondern Absichten dabei hatten, ihn zu ihrer Lebensweise zu verführen und in ihre Gesellschaften zu ziehen. Auf diese Art gewöhnte er sich zur Ausschweifung, und zwar zu einer lärmenden Ausschweifung, so sehr daß er sich nicht mehr davon

davon zurückhalten konnte, und selbst sagte: Nur der Lärm, das Toben und das Uebertriebene dabei könne ihn belustigen.

Diese Neigung verleitete ihn oft zu dem auffallendsten ärgerlichsten Betragen; er bemühte sich, seine Freunde an Liederlichkeit zu übertreffen, in ihren Gesellschaften die ruchlosesten Reden auszustößen, und gerade an den heiligsten Tagen die unerhörtesten Ausschweifungen zu begehen; wie dieß während seiner Regenschaft mehrere male am Charfreitag und andern geheiligten Festen der Fall war. Je größer, älter, ausschweifender und gottloser der Anhang eines Mannes dieser Art ward, desto mehr achtete er ihn. So hatte er eine bis an Hochachtung gränzende Bewunderung für den Großprior, weil dieser sich seit vierzig Jahren nie anders als betrunken zu Bett gelegt hatte, beständig und öffentlich Maitressen unterhielt, und sich die gottlosesten, anstößigsten Reden erlaubte.

Bei diesen Maximen, und der daraus folgenden Lebensart, darf man sich nicht wundern, daß er in seinen Liebeshändeln falsch war, daß er die Unbescheidenheit so weit trieb, sich damit zu rühmen und in diese raffinirten Betrügereien eine Ehre zu setzen. Er und die Frau Herzogin von Berry stritten sich manchmal in ihrem Ankleidezimmer, in Gegenwart der Frau von Saint-Simon, darüber ganz öffentlich. Der wahrheitliebende Herzog von Berry sogar scandalisirte sich darüber; und die Frau von Saint-Simon, die eben so sehr über die Sache, als über die Folgen davon, betrübt war, suchte oft vergebens dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben und einer solchen unanständigen Unterhaltung auf eine feine Art ein Ende zu machen. Der Herzog von Orleans hatte eine unglaubliche Indiscretion in allem, was das gewöhnliche Leben und seine Person betraf. Man beschuldigte ihn mit Recht, daß er kein Geheimniß haben könne. Es
ist

ist nicht zu läugnen, daß der Herzog von Orleans, aufgewachsen unter den unnützen Klätschereien im Palais Royal, unter den elenden Hin- und Herträgern, von denen Monsieurs Hof wimmelte, weil sie ihm unentbehrlich waren, eben diese abscheuliche Neigung und Gewohnheit angenommen hatte.

Als er Regent wurde, wo er mit Klippen und Gefahren umgeben war, hatte er sich's gleichsam zum Grundsatz gemacht, alle Welt gegen einander aufzuhetzen, um für sich Vortheil daraus zu ziehen; dieser Vortheil bestand darin, daß er von gefährlichen Verbindungen gegen ihn nichts zu befürchten hatte, und daß es ihm bei einer solchen allgemeinen Erbitterung, nicht schwer werden konnte, Geständnisse und Delationen herauszulocken. Damit beschäftigte er sich auch immer, so lange er an der Spitze der Staatsgeschäfte stand, und dieß hatte allerdings Vortheile für ihn. Allein da es zu häufig entdeckt wurde, setzte es ihn doch in manche sehr unangenehme Verlegenheiten. Da er nicht bössartig war, und es nicht seyn konnte, so war diese seine Handlungsweise für niemand sehr nachtheilig. Gleichwohl beharrte er in seiner ausschweifenden und gottlosen Lebensweise, zu welcher ihn Du Bois verführt hatte, und wodurch er in seinem Hange zu Klätschereien, noch immer mehr bestärkt wurde, eben so wie in seinem sonderbaren Mißtrauen gegen jedermann, selbst gegen die, welche sich seines Vertrauens am würdigsten bewiesen hatten.

Als er nach Monsieurs Tod wieder häufiger an den Hof ging, beschäftigte er sich aus Langweile mit wunderbaren chemischen Untersuchungen, wovon man einen so abscheulichen Gebrauch gegen ihn machte. Es ist kaum zu begreifen, wie es diesem Prinzen, ehe die höllischen Künste der Frau von Maintenon und des Herzogs von Du Maine ihn gänzlich von dem König getrennt hatten, so ganz unmöglich war, sich dem

Con-

Conventionellen der Gesellschaft zu unterwerfen. Man erstaunt, daß er so wenig geschickt war, einen Hof zu halten, daß ihm der Umgang mit vornehmen Personen lästig wurde und ihn in Verlegenheit setzte, daß ihm in seinem Privat-Leben, und in seiner nachherigen Einsamkeit, zu der er, weil jedermann sich von ihm zurückgezogen hatte, auch mitten am Hofe, verdammt war, wie ihm bei so vielen Talenten, die eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung für ihn seyn konnten, dennoch alle mögliche Ressourcen fehlten. Er war zur Langweile geboren, und doch waren ihm Zerstreuungen so unentbehrlich, daß es ihm unerträglich war, sich jener zu überlassen. Dagegen war er nicht im Stande, sich selbst eine Beschäftigung zu machen. Er konnte nur in der Bewegung, in dem Strom der Geschäfte, an der Spitze einer Armee, in den Vorbereitungen zu einem Feldzug, oder in geräuschvollen Ausschweifungen leben; wo es nicht mehr lärmend zuging, hatte er die bitterste Langweile.

Als sein Geschmack für die Chemie vorüber war, oder vielmehr als die nachtheiligen Gerüchte darüber sie ihm verleidet hatten, gab er sich mit der Malerei ab. Er malte fast den ganzen Nachmittag zu Versailles oder zu Marly, hatte viel Kunstsinne und Kunstliebhaberei; kaufte viele Gemälde, und brachte eine Sammlung zusammen, die, der Anzahl und Vollkommenheit nach, der königlichen nichts nachgab. Nach diesem beschäftigte er sich mit wirklich künstlerischen Zusammensetzungen von Siegel und Steinen, was mich oft von ihm vertrieb. Er versertigte auch die stärksten Parfüms, deren Gebrauch er immer sehr liebte. Hievon brachte ich ihn ab, weil der verstorbene König sie fürchtete, und er immer sehr stark danach roch.

Sein Geschmack für die Künste, für mechanische Arbeiten, und für alles was die Natur hervorbrachte, half ihm durch mich zu einer Acquisition von großem
Wer-

Werthe. Ein bei den Diamantminen angestellter Mann fand Mittel, einen Diamant von ungeheurer Größe heimlich in den After zu sich zu stecken. Er erreichte glücklich das Meer, ließ sich einschiffen, ohne daß man die, bei allen Reisenden gewöhnliche Vorsicht, ihnen ein Clystier zu geben und sie zu purgiren, um die Diamanten, die sie verschluckt haben konnten, wieder zu bekommen, bei ihm angewendet hatte. Er kam mit seinem Diamant nach Europa, und reiste an alle Höfe, um ihn zu verkaufen.

Law bot ihn dem Könige zum Kauf an, allein der Preis erschreckte diesen. Er brachte ihn mir, und erfreut, daß ich der Meinung war, man solle ihn kaufen, bat er mich, mit dem Herzog von Orleans darüber zu sprechen. Ich that es, und verließ den Prinzen auch nicht eher, bis er beschlossen hatte, den Stein*) zu kaufen. Law ließ den Kaufmann kommen, und brachte den Preis auf zwei Millionen, samt dem was beim Schleifen vom Stein abfallen würde; man bezahlte ihm die Interessen von zwei Millionen, bis man ihm die Schuld abzahlen konnte, und gab ihm bis auf die gänzliche Abzahlung für zwei Millionen Steine in Verwahrung.

Bei diesem Geschmack für Künste, bei diesen mannichfaltigen Talenten, und bei so vieler Fähigkeit sie anzuwenden, gab es dennoch niemand, der so ganz unthätig, so ganz dem Nichtsthun und der Langweile zur Beute war, als der Herzog von Orleans.

Madame schilderte ihn auch eben so glücklich, als der König durch das Apophthegma, das er dem Marschall über ihn zur Antwort gab, durch ein Feenmärchen. Als eine Liebhaberin von Erzählungen und Feenmärchen, sagte sie nämlich einmal: alle Feen seyen bei ihrer Niederkunft mit ihm eingeladen gewesen, alle seyen

*) Der in der Folge berühmte gewordene Diamant: le Régent.

seyen erschienen, und jede habe ihren Sohn (den Herzog von Orleans) mit einem Talent begabt, so daß ihm alle zu Theil geworden seyen; allein unglücklicherweise habe man eine alte längst verschwundene Fee vergessen. Diese, ärgerlich über eine solche Vernachlässigung, sey auf einen kleinen Stab gestützt gekommen, nachdem alle übrigen Feen dem Kinde ihre Geschenke schon gemacht hätten. Hierüber noch immer mehr aufgebracht, habe sie sich dadurch gerächt, daß sie alle die ihm von den andern Feen gegebenen Talente völlig unnütz machte. Sie habe gewollt, daß er keine dieser Gaben je benutzen sollte.

Der Ausspruch der Fee ging in der Zeit vor der Regentschaft wirklich in Erfüllung; damals war es ein Unglück für den Prinzen, daß ihm, in allem was er vornahm, die Beharrlichkeit fehlte, so sehr, daß er nicht einmal begreifen konnte, wie man in irgend etwas beharrlich seyn könne.

Ein anderer Fehler von ihm, dessen ich schon erwähnt habe, war eine gewisse Unempfindlichkeit, die ihn auch bei den gefährlichsten und schreiendsten Beleidigungen kalt ließ. Und da die Nerven das Prinzip des Hasses, der Freundschaft, der Dankbarkeit und der Rache sind, so mußte es höchst nachtheilige Folgen haben, daß dem Herzog die Spannkraft derselben fehlte.

Er war außerordentlich schüchtern; dieß fühlte er mit Beschämung, und gab sich daher alle mögliche Mühe, das Gegentheil zu affectiren. Allein es ist wahr, und bestätigte sich nachher bei seiner Regentschaft durch die unläugbare Erfahrung, daß man weder Gnade noch Gerechtigkeit von ihm erlangen konnte, wenn man ihn nicht in Furcht setzte; was aber sehr leicht möglich war. Wo nicht, so mußte man ihm mit unablässigen Bitten beschwerlich fallen. Von diesen suchte er sich erst durch Worte, und hernach durch Ver-

spre-

sprechungen zu befreien, mit denen er nach seinem Leichtsinne sehr freigebig war, die aber nur denen erfüllt wurden, welche die Erfüllung ihm abzundthigen wußten. Daher entstanden so viele Wortbrüche, so daß man auch auf die bestimmtesten Versprechungen nicht mehr rechnete; vielen wurde oft versprochen, was nur einem Einzigen gewährt werden konnte. Dieß erzeugte Unzufriedenheit und Geringschätzung.

Durch nichts betrog und schadete er sich so sehr als durch die Meinung, daß man jedermann auf eine listige Weise ausweichen, und alle bloß zufrieden stellen müsse. Am Ende glaubte man ihm auch das nicht mehr, was ihm ganz ernst war, und seine Flüchtigkeit gab allem, was er that, einen verminderten Werth.

Durch die gemeinen, zum Theil noch mehr als gemeinen Personen, die er sich als Gesellschafter bei seinen Ausschweifungen gewählt hatte, und die er selbst sogar öffentlich nur seine Sträflinge (roués) nannte, wurden die besseren Menschen auch in seiner mächtigen Periode, von ihm entfernt, und dieß that ihm unendlichen Schaden. Sein allgemeines Mißtrauen machte ihn äußerst verhaßt, besonders als er das Ruder der Geschäfte führte; er mißtraute sogar denen, mit welchen er in der Zwischenzeit seiner Ausschweifungen vertraulich umging. Dieser Fehler, der ihn zu vielem verleitete, entstand aus seiner Furchtsamkeit, vermöge welcher er seine gewissen Feinde mit mehr Aufmerksamkeit behandelte, als seine Freunde; ferner aus seinem angeborenen Leichtsinne, und einer falschen Nachahmung Heinrichs des IV. in dessen Charakter dieser Zug nicht der beste und schönste gewesen ist. Dazu kam auch seine unselige Meinung, daß Rechtschaffenheit nur ein äußerer Schmuck sey, der keine Realität habe. Daher dieses allgemeine Mißtrauen.

Folgende Anekdote charakterisirt ihn noch besser. Der ehrliche *Maréchal*, erster Wundarzt des Königs, fing

fang eines Tags an, den Herzog von Orleans wegen seiner mannichfaltigen wissenschaftlichen Kenntnisse und Talente zu loben, und setzte scherzend hinzu: Wenn er nöthig gehabt hätte, sein Brod selbst zu verdienen, so würde er 5 bis 6 Mittel haben, sich einen sehr reichlichen Unterhalt zu verschaffen. Der König ließ ihn eine Weile fortplaudern, und nachdem er über diesen Gedanken, womit Marechal seine Lobrede endigte, gelächelt hatte, sagte er: Wissen sie, was mein Nefse ist? Er besitzt bei allen Vorzügen, die sie eben von ihm angeführt haben, auch noch das Talent, mit Lastern zu prahlen, die er nicht begehrt. Diese Antwort vom König setzte mich in großes Erstaunen. Mit diesem einzigen Pinselstrich war der Herzog von Orleans auf treffendste und vollkommenste gezeichnet; und ich gestehe, daß ich den König nicht für einen so großen Meister in dieser Kunst gehalten hätte. Dies war der Zustand des Französischen Hofes unter dem Regenten. Wir wollen nun in wenig Worten angeben, was in Spanien vorging.

VI.

Schilderung des Spanischen Hofes. Schilderung des Alberoni.

Ich habe öfters den Pater de la Tour, einen Ordensvorgesetzten und Mann von vielem Geist, Kenntnissen, Verstand, großer Frömmigkeit und einem ausgezeichneten Lebenswandel, sagen gehört: Die Menschen müßten vor Gott sehr wenig seyn, weil er ihnen oft so verächtliche Regenten gäbe!

In der That wird man hier zwei mächtige Monarchien sehen, regiert von zwei Prinzen, bei denen die Denkwürdigk. XXVIII. Bd. D Ver-

Verschiedenheit des Charakters, so wie die außerordentliche Geistesüberlegenheit des Einen sehr sichtbar ist, welche beide aber, wie zwei Kinder, von zwei Männern der niedrigsten Art geleitet werden, welche ungehindert ihre Herren und die von ihnen beherrschten Monarchien, gegen das offenbare Interesse beider Prinzen, und beider Monarchien, zum Spiel ihres persönlichen Ehrgeizes machten. Zwei Männer ohne Erfahrung, ohne irgend etwas Empfehlendes, ohne die geringsten persönlichen Vorzüge, und ohne irgend eine fremde Stütze, die ihren Eigennuß und ihren Ehrgeiz, ihre Wuth und Brutalität ihrem Herrn entweder nicht verbergen wollten, oder nicht konnten, und die fast schon von ihrer ersten Stufe an, niemand schonten, und sich als Schreckensmänner ankündigten. Eine kurze Beschreibung hievon wird hier zu einer wichtigen Anwendung dienen.

Hierzu ist es nöthig, daß wir uns an das erinnern, was in dem Kriege vorgefallen ist, welcher der Thronbesteigung Philipps des V. von Spanien nachfolgte, an die Unglücksfälle, durch welche die Kronen des Großvaters und Enkelsohns wankend gemacht wurden; von denen der eine im Begriff war, über die Loire zu gehen, um sich gegen Gullenne und Languedoc zurückzuziehen, und der andere, sich mit seiner Familie nach Indien einzuschiffen. Ferner denke man an die unerhörten und unrechtlichen Vorschläge, die man dem Herrn von Torcy im Haag, und unsern Bevollmächtigten zu Gertrundenberg machte, und endlich an die bey London geschenehen Wunder, wodurch die beiden Kronen, durch den Frieden von Utrecht, und endlich durch den von Rastadt und Baden, von dem Abgrund gerettet wurden.

Alles versprach daher den Genuß des wohlthätigen Friedens, welcher, wegen der Erschöpfung beider Königreiche, die aufs äußerste gekommen waren, so wenig

zu hoffen gewesen war. Spanien selbst war mit Europa im Frieden, wie Frankreich; der Kaiser allein hatte nur auf einen langen Waffenstillstand eingewilligt, der aber nach seinen Bedingungen und Zusicherungen fast eben so sicher war, als ein Friedensschluß. Diesen genoß man eben so ruhig, und erwartete eine bessere Gelegenheit, um den Waffenstillstand in Frieden zu verwandeln.

Der König von Spanien dachte auch an nichts weiter, als ihn indeß zu genießen, und seinem Reich wieder aufzuhelfen. Hiezu bewog ihn sowohl der innere Zustand, der dieß sehr bedurfte, als auch die Lage der auswärtigen Verhältnisse, indem er nur auf Frankreich etwas hätte rechnen können, dieses aber seine Bedürfnisse selbst äußerst fühlte und in eine Minorität gefallen war, auch nicht mehr durch einen großen König, nicht mehr durch den Eltervater von Philipp dem V., sondern von einem, mit der Prinzessin von Ursini entzweiten Regenten, regiert wurde.

Unter diesen Umständen gelang es dem vom Glück begünstigten *Alberoni*, sich zum unumschränkten Herrn von Spanien zu machen.

Seine niedrige Herkunft, seine ersten Versuche bei dem Herzog von Vendome, seine Sitten, seine Lebensweise, sein Charakter, das Unglück dieses vorgeblichen Helden, der ihn in seinem Gefolge mit nach Spanien brachte; die zufällige Vermählung Philipps des V. mit der Tochter seines Herrn, der Fall der Prinzessin von Ursini, der Gebrauch, den er sowohl davon, daß er erst Unterthan und nachher Minister von Parma in Spanien war, als auch von der strengen Klausur zu machen wußte, in welcher die Politik der Prinzessin von Ursini den König einzuschließen und an solche zu gewöhnen gewußt hatte; so daß er also das angefangene Werk nur fortsetzen durfte, das für ihn eben so vortheilhaft ward, als es für die gewesen war, welche

es begonnen hatte — alles dieses haben wir schon erzählt. Das Unglück, daß Gibraltar den Engländern blieb, weil man, wie wir schon wissen, den, von dem Regenten nach Madrid abgeschickten und dort angekommenen Louville nicht dagegen anrücken ließ; und mehrere dergleichen Ereignisse aber sind unglückliche und unvergeßliche Monumente jener strengen Klausur, in welcher König Philipp V. gehalten worden war.

VI.

Schilderung des Königs (Philipps V.) und der Königin, seiner zweiten Gemahlin.

Alberoni findet einen stillen, in Einsamkeit zurückgezogenen König, dem, nach seinem Temperament, eine Gemahlin unentbehrlich war; welcher andächtig und ängstlich gewissenhaft, für die höhern Prinzipien der Religion wenig Fassungskraft hatte; ferner eigensinnig, aber dennoch schüchtern, sanft und biegsam war; überhaupt gar keine Imagination und einen trägen Geist hatte. Er war gewohnt, sich der Leitung eines Andern zu überlassen, sich niemand nahe kommen zu lassen, noch weniger mit jemand zu reden, und niemals an eine andere Frau als die Seinige zu denken. Dabei war er dennoch ruhmsüchtig, stolz und glücklich in dem Gedanken zu erobern, und in Europa etwas zu gelten. Er blieb, was unbegreiflich ist, vergnügt bei der traurigsten, einförmigsten Lebensart, ohne daß es ihm je einfiel, sie zu ändern, oder seine Trübsinnigkeit durch irgend eine andere Zerstreuung zu unterbrechen als durch einsame Zusammenkünfte mit der Königin auf dem Wege und in einer zum Sprüchwort gewordenen Laube, von welcher aus auf Thiere geschossen wurde, welche man vorbei trieb.

Damals regierte nun in Spanien eine Königin voll Geist

Geist, Anmuth, Stolz und Ehrgeiz, die unumschränkt und allein herrschen wollte, die alles aufopferte, um es soweit zu bringen und sich diese Herrschaft zu erhalten.

Sie war kühn, unternehmend, eifersüchtig, vorsichtig, und hatte immer die traurige Lage der verwitweten Königinnen von Spanien vor Augen. Dieser zu entgehen, wollte sie, um jeden Preis, einem ihrer Söhne einen souverainen Staat bilden, diesen Vortheil suchte sie in der Folge auf mehr als Einen auszudehnen.

Sie haßte die Spanier, von denen sie verabscheut wurde. Ihr einziges Hülfsmittel waren Italener, zu deren Vortheil sie alles that. Sie hatte keine Rathgeber und keine Vertraute, als Unterthanen aus Parma und den Minister von Parma, der sie abholte und mit ihr nach Spanien gekommen war. Unwissend in allem, in einem Winkel des Pallastes von Parma von einer strengen Mutter erzogen, die sie in nichts unterrichten ließ, wo sie niemand hatte sehen und sprechen dürfen, kam sie unmittelbar in die Spe- lunke eines Königs von Spanien, wo sie, so lange dieser lebte, ohne alle Mittheilung blieb, und nur durch Alberonis Augen sehen durfte, als durch den Einzigen, an welchen sie sich seit ihrer Reise gewöhnt hatte.

Alberoni war in der That der Einzige, welchem sie sich, als einem Unterthanen und als dem Minister von Parma in Spanien anvertrauen zu können glaubte; der Einzige, dessen sie sich als Mittel bedienen wollte, um den König und die Monarchie zu beherrschen; indem sie ihm, da er kein Vermögen hatte, unentbehrlich, und überdieß gewiß glaubte, er werde ihr nie treulos werden, ihr nie etwas in den Weg legen.

Dies waren die Umstände, unter welchen Alberoni, ohne Nebenbuhler und ohne Widerspruch, an seinem Glück arbeitete; dieß war die Quelle seiner Sorglosigkeit, mit der er, im Innern und im Ausland, alles

unternahm, und sich bei einer verworrenen Staatsverwaltung, die schwer aufzudecken und unmöglich zu beweisen war, bereicherte, und sich allgemein fürchtbar machte, um sich jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen.

Er mißbrauchte den König und die Königin von Spanien ohne alle Rücksichten, um sich, zum größten Uergerniß aller Welt, zum Cardinal, und nachher zum Erzbischof von Sevilla zu machen, welches aber der erste Schritt zu seinem Untergang wurde. Endlich beredete er sie zu einem thörigten Krieg mit dem Kaiser, ungeachtet ganz Europa dagegen war, und Spanien verlassen hatte, der Kaiser hingegen von Frankreich, England und Holland unterstützt wurde.

Er bot daher alle seine Kräfte auf, um einen so thörigt unternommenen Krieg zu unterhalten, sich unentbehrlich zu machen, Macht und Mittel in den Händen zu behalten, und sich bei den Lieferungen und Unternehmungen, über die er allein zu disponiren hatte, zu bereichern; deswegen verwarf er auch mit so viel Hartnäckigkeit jeden Vergleich, den Spanien hätte hoffen dürfen, und durch welchen ein Sohn der Königin in Italien eine sichere Lage erhalten sollte, mit dem Versprechen und mit aller Wahrscheinlichkeit, daß er, durch die Verwendung von England, das einen, seinen Handel mit Spanien und Indien aufhebenden Krieg vermeiden wollte, bald in den Besitz der Staaten von Parma und Toscana kommen würde.

Durch diese Anstrengungen wurde Spanien vergeblich erschöpft, und besonders das kürzlich wieder in bessern Zustand gebrachte Seewesen so vernichtet, daß dieser Krone nachher durch einen Zusammenfluß von Umständen, ein beträchtlicher Nachtheil in Indien zugefügt wurde, von dem sie sich, wie sehr zu fürchten ist, niemals wieder ganz erholen wird.

Dies bewirkte die allmächtige, wiewohl sehr kurze
Ne-

Regierung des Ministers Alberoni in Spanien. Denn, nachdem er ganz Spanien beschimpft, Rom unwürdig behandelt, und die Mächte von Europa, insbesondere und am gefährlichsten aber den Regenten, gegen den er das Königreich empören wollte, beleidigt hatte, mußte derselbe Spanien mit Schanden verlassen. Nach einigen Monaten der Verlegenheit aber gelang es ihm doch, mit Hülfe seiner Cardinalswürde, und seiner unermesslichen Reichthümer, die er so klug gewesen war nicht in Spanien anzulegen, in Rom wieder eine der ersten Rollen zu spielen. Dort machte er sich darüber lustig, daß er den Zorn von ganz Europa auf sich geladen habe, und verachtete seinen Herrn, welcher ihn aus dem niedrigsten Stande zu seiner Höhe erhoben hatte, wo er ihm weder Schaden noch sich an ihm rächen konnte.

Philipp ließ sich durch dieses Beispiel nicht abschrecken, auch fernerhin einem einzigen Premierminister alles zu überlassen. Faulheit und Gewohnheit siegten auch hier. Alberoni's ganzer Credit ging auf den Holländer, Ripperda, über. Auch dieser aber wurde verbannt, und endigte sein Leben unter den Corsaren der Barbarei. Allein nichts vermochte den König aus seiner Unthätigkeit zu ziehen, und ein Premierminister war ihm, zum großen Nachtheil seiner Person und seiner Monarchie, bis an sein Ende unentbehrlich.

Frankreich wurde nicht glücklicher regiert, obgleich von einem Prinzen, welcher, vermöge seiner mannichfaltigen Kenntnisse, seiner Menschenkunde und der Erfahrungen, die er sich in seinem Privatstande gesammelt hatte, der beste Regent hätte seyn können. Er war mit den verschiedenen Regierungsarten, besonders mit der von Frankreich, bekannt; sein außerordentliches Gedächtniß ließ ihn nie etwas vergessen oder verwechseln, und seine Einsichten waren gränzenlos. Seine Imagination war nicht durch gefährliche Leidenschaften

verdorben, und seine physischen Neigungen hatten keinen Einfluß auf seine geheimen Geschäfte und seine Administration. Er hatte erstaunlich viel Beurtheilungskraft, arbeitete mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, war aber außerordentlich mißtrauisch.

Seine angeborene Beredtsamkeit ließ ihn über alles mit einer unvergleichlichen Leichtigkeit, Schönheit und Richtigkeit sprechen. Er hatte unendlich viel Geist, und einen geraden und richtigen Blick, der ihn nie irreführt haben würde, wenn er in allen Angelegenheiten und Vorfällen immer seinen ersten Einsichten gefolgt hätte.

Niemand kannte den Abbe' Du Bois, durch eine lange Erfahrung, so gut wie Er; und wenn ich daran denke, wie er immer, auch damals, als er ihn zum Premierminister machte, und nachher noch von ihm sprach; so kann ich nicht begreifen, wie dieß möglich war, und wie er sich ihm so ganz hingeben konnte.

Auch der Herzog von Orleans war dadurch einem nichtswürdigen Manne überlassen, den er selbst für einen tollen, eingeschränkten, unmäßig hitzigen Kopf hielt, sogar für einen Schelmen, der sich alle Kunstgriffe, Lügen und eigennützige Ränke erlaubte, dem nie eine lebendige Seele getraut hatte; der, durch Ausschweifungen, Ehre und Credit durchaus verloren hatte, der in seinen Reden und Betragen äußerst zurückstoßend war, und sich bei allen Gelegenheiten als falsch bewies, kurz der zu allem Bösen fähig sich zeigte.

Wer beide gekannt hat, dem muß diese Verblendung als eines der größten Wunder erscheinen, um so mehr, da von allen Seiten her so schlechte Nachrichten unaufhörlich über Du Bois einliefen.